Der

Troubadour.

Historischer Roman

von

Ernst von Brunnow.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1843.

21. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort
an meine Recensenten.

Kaum sind einige Decennien verflossen, seit mit dem Waverley des großen schottischen Unbekannten eine neue Aera für den historischen Roman begann, und schon erklärt man hin und wieder diese Form der objectiven Poesie für eine abgelebte, dem Tode unrettbar verfallene. Kein Wunder freilich, wenn der täglich sich mehrende Wust geist- und markloser sogenannter historischer Romane und Novellen manchen verständigen Kritiker so unwillig macht, daß er ein Verdammungsurtheil über die Gattung selbst ausspricht, anstatt bei den verwerflichen Individuen stehen zu bleiben. Aber dennoch erscheint es mir als gewiß, daß der historische Roman eben so nothwendig existiren muß, wie das historische Drama. Wenn es die Aufgabe der Poesie ist, das ideale Leben der Menschheit, der Völker und der Einzelnen in schöner und wahrer Form darzustellen, so muß sie einen Januskopf tra-

gen, der Vergangenheit und Gegenwart zugleich schaut. Nur dadurch, daß wir die Entfaltung einer Idee in verschiedenen Epochen und bei verschiedenen Völkern nach ihrer jedesmaligen Eigenthümlichkeit erfassen, kann uns ihre ganze Fülle und ihr Gesammtwirken klar werden. Die Vergangenheit lehrt die Gegenwart verstehen, und umgekehrt. Deßhalb sind der historische Roman und das moderne Lebensbild zwei gleich wirkliche und sich gegenseitig ergänzende Hälften des nämlichen objectiven Dichtungszweiges.

Jeder Roman, der auf den Namen eines Dichterwerks Anspruch machen will, muß von einer centralen poetischen Idee belebt und regiert sein. Dem modernen Lebensbilde liegt es ob, uns diejenigen geistigen Elemente zu versinnlichen, die gerade unsere Zeit in Bewegung setzen. Vom historischen Roman dagegen darf man mit Recht verlangen, daß sein Stoff von einer solchen Idee beherrscht werde, die der gewählten Zeitepoche eigenthümlich und durch sie selbst bedingt sei. Wenn aber der Schriftsteller eine flache Liebesgeschichte, die ebenso gut 1838 in Berlin oder Wien spielen könnte, in die Zeiten der Kreuzzüge oder der Reformation verlegt und ihre Dürftigkeit mit historischen Prachtgewändern drapirt, die dazu wie die Toga eines Cicero zum Pomadenkopf eines Dandy passen, so begeht er etwas sehr Ueberflüssiges und Abgeschmacktes. Die geschichtli=

chen Verhältnisse und die belebende Idee müssen sich wie Körper und Seele gegenseitig durchdringen, sonst ist der sogenannte historische Roman ein lächerliches Ungeheuer.

Wer wollte verkennen, daß die Lösung dieser Aufgabe schwierig, aber auch gewiß möglich sei? Die Philosophie der Geschichte hat der Poesie hier schon vielfältig in die Hand gearbeitet und wird es immer mehr und mehr thun. Soll in irgend einer Zeit eine gewisse Idee zur Durchbildung kommen, so müssen die Elemente zu ihrer Aufnahme vorhanden und zur Gestaltung reif sein. Die Sehnsucht nach einem transatlantischen Eldorado mußte im funfzehnten Jahrhundert ihren Culminationspunkt erreicht haben, damit Columbus und die nachfolgenden Conquistadoren ihre kühnen Entdeckungspläne realisiren konnten. Die Gemüther der Niederländer mußten im 16ten Jahrhundert durch die spanische Zwingherrschaft auf das Aeußerste erbittert sein, wenn Wilhelm von Oranien den Kampf für religiöse und politische Freiheit siegreich durchführen sollte. Die absolute Monarchie und die übermüthige Aristokratie mußten sich im Frankreich des 18ten Jahrhunderts bis in den Tod verhaßt gemacht haben, damit die Demokratie mit vulkanischer Gluth in den Männern der Revolution verkörpert würde. — Diese Sympathieen der Zeiten und Völker mit den sie regierenden Gedankensonnen sind es, welche der

Dichter gleich dem Geschichtschreiber durchfühlen und darstellen soll.

Die Idee, welche meiner historisch-romantischen Dichtung zum Grunde liegt, ist der Troubadourgeist. Fünf Elemente, Dichtersinn, Rittermuth, Liebesschwärmerei, Glaubensinnigkeit und Sehnsucht nach einer paradiesischen Ferne verbinden sich zur charakteristischen Einheit, von welcher die romantische Poesie ihren Ausgang nimmt. Diese belebende Centralidee meiner Dichtung, ist es, die ich symbolisch im Motto einer meiner Schilderungen ausgesprochen habe:

Ein Saitenspiel mit Immergrün,
Worinnen Ros' und Lilie blühn,
Ein Schwert geschmückt mit Lorbeerkranz,
Ein Kreuz umstrahlt von Sternenglanz,
Und der Geliebten theures Bild
In Himmelsschönheit klar und mild,
Und duftumhüllt ein Palmenland
Umschlinget der Romantik Band!

Daß die Troubadours nothwendige Kinder ihrer Zeit waren und wiederum bedeutend auf dieselbe zurückwirkten, habe ich in meiner historischen Vorhalle darzuthun gesucht. Bei einem Gegenstande, wie der vorliegende, dessen genauere Kenntniß sich bei der Mehrzahl der Leser nicht voraus-

setzen läßt, schien mir eine solche Einleitung unerläßlich. Eine Menge Verhältnisse und Kunstausdrücke, die im Laufe des Romans vorkommen, würden sonst gar nicht verstanden, oder falsch gedeutet worden sein. Dagegen habe ich mich späterhin aller gelehrten Anmerkungen enthalten, um den Vorwurf einer affectirten und allerdings oft wohlfeilen Erudition zu vermeiden. Bloß da, wo ich altprovenzalische Lieder aus den beiden trefflichen Werken von Friedrich Diez: „Die Poesie der Troubadours, 1826, und „Leben und Werke der Troubadours, 1829" entlehnte, war es der Gewissenhaftigkeit gemäß, die Stelle des Originals zu citiren. Alle übrigen in den Text verwebten Gedichte, so wie die metrischen Motto's der einzelnen Schilderungen, sind mein Eigenthum.

Was endlich meine stylistische Form betrifft, so habe ich mich absichtlich keines gezierten Chronikenstyls bedient. Denn wenn schon bei Stoffen, die aus der ältern deutschen Geschichte entnommen sind, die Reproduction einer alterthümlich-adäquaten Sprachfärbung großen Schwierigkeiten unterliegt, so wird dieselbe noch viel bedenklicher, wenn die Handlung sich in der frühen Zeit eines nichtdeutschen Landes bewegt. Es bleibt hier nichts übrig, als sich einer möglichst einfachen Rede zu befleißigen und auf alles moderne Witzgefunkel und Effectmachen zu verzichten.

Möge das Gesagte genügen, um mich meinen Beurtheilern als einen seines Vorhabens Bewußten und mit Achtung vor der Kunst Erfüllten erscheinen zu lassen. Der Dichter, der sein beendigtes Werk mit unparteiischem Auge prüft, sieht nur zu klar, wie weit die Wirklichkeit hinter dem geträumten Ideal zurückblieb. Glücklich schon wird er sich schätzen, wenn eine billige Kritik es anerkennt, daß er dem vorgesteckten Ziele treulich nachgestrebt und das Gewollte wenigstens im Einzelnen befriedigend vollbracht hat.

Der Verfasser.

Inhalt

des ersten Bandes.

		Seite
Historische Vorhalle	. . . .	2
Erste Schilderung.	Waffenschmied und Spielmann	29
Zweite Schilderung.	Wanderbilder.	40
Dritte Schilderung.	Die Troubadourschenke . .	65
Vierte Schilderung.	Ermengarde, die Dichtersonne	80
Fünfte Schilderung.	Kloster und Minnehof . .	106
Sechste Schilderung.	Ademar und Margarida . .	122
Siebente Schilderung.	Dichten und Lieben. . .	130
Achte Schilderung.	Vidal	144
Neunte Schilderung.	Burg Rochemaure	161
Zehnte Schilderung.	Die Marquise von Malaspina.	184
Eilfte Schilderung.	Wiedersehen.	202
Zwölfte Schilderung.	Liebeswirren.	214

Dreizehnte Schilderung. Der Strauß 230

Vierzehnte Schilderung. Der Kampf in den Pyrenäen 251

Funfzehnte Schilderung. Die Waldenser . . . 265

Der

Troubadour.

Erster Band.

Historische Vorhalle.

Es giebt Worte in der Weltgeschichte, die eine ganze Reihe fröhlicher Bilder auf einmal zu erwecken im Stande sind, ähnlich den Anfangstönen bekannter Lieder, die uns Text und Melodie des Ganzen plötzlich wiederbringen. Ein solches Wort ist der Name Troubadour! Die ritterlichen Sänger der Liebe und Tapferkeit, mit der Zither in der Hand und dem Schwert an der Seite, die holden edlen Frauen, denen sie beides weihten, und für welche sie mit Begeisterung schwärmten; die prachtvollen Hofhaltungen der Fürsten und Grafen, wo jene Sänger eine aufmunternde Heimath der Gunst und des Ruhmes fanden; die Minnehöfe der Damen, jene Tribunale der Sitte und Courtoisie, wo die Troubadours oft die Entscheidung ihrer Streitfragen empfingen; die muthigen Turniere, wo wiederum zuletzt die preisvertheilenden Schönen den Sänger mit Schwert und Schärpe schmückten; endlich die heiligen Züge nach Palästina, wo der Kreuzritter für Religion, Vaterlandsruhm und die Verherrlichung seiner Dame zugleich focht, dieß alles reiht sich zu einem

großen, vom rosigen Zauberlicht der Romantik überschimmerten Rundgemälde.

In dieses Panorama will ich meine Leser führen; doch der Weg dahin geht durch eine historische Vorhalle. Wer von solchen Propyläen kein Freund ist, der trete nur gleich in die Gallerie selbst ein, er wird den Gang der Begebenheiten auch ohnedieß verstehen. Wer aber im historischen Roman etwas mehr sucht, als eine bunte Kette von Thatsachen, wer darin das Spiegelbild einer andern Zeit mit ihren eigenthümlichen Gestalten und Verhältnissen erblicken, wer ein Kunstgebilde betrachten will, das von einer aus jener Zeit hervorgehenden Idee durchdrungen ist, der wird auch die nachfolgenden Blätter nicht ohne Interesse lesen, und sich dadurch den Genuß am Werke selbst erhöhen.

Fünfhundert Jahre sind entschwunden, seit die Harfen der letzten Troubadours verklangen, doch ihre Lieder leben noch, und würden noch heut, wie damals, rührend zu allen fühlenden Herzen sprechen, wäre nicht die Sprache, in der sie gedichtet sind, den Dichtern nachgestorben. Aber schon haben sich mehre hochverdiente französische und deutsche Gelehrte *) damit

*) Wir nennen vor allen: **Raynouard, Choix des poésies originales des troubadours, à Paris, 1816—1821,** 6 Bände; und Diez, die Poesie der Troubadours, Zwickau bei Schumann,

beschäftigt, die Vergessenen wieder an das Licht zu ziehen; und so wird allmälig eine längst begrabene Dichterwelt wie ein wiederentdecktes Herkulanum und Pompeji aus dem Aschenschutte der Jahrhunderte auferstehn.

Wo und wann traten die Troubadours auf, und wodurch ward ihr Erscheinen vorbereitet? Dieß sind die ersten Fragen, die wir beantworten wollen.

Zwischen den Alpen, welche Italien von Frankreich scheiden, und dem spanischen Grenzgebirge der Pyrenäen, liegt am weiten Becken des mittelländischen Meeres ein glückliches Land, das einst den Namen der Provence im weiten Sinne führte. Ehe noch die Benennung der Romantik aufkam, war schon hier seit undenklichen Zeiten die Natur die erste Romantikerin gewesen. Das Reizende und das Schauerliche, das Fröhliche und das Ernste, das Niedere und das Erhabene wechseln hier in so seltsamem Gemisch, wie die Begebenheiten auf den Blättern eines Zauberromans. Während dort himmelanstrebende Urgebirge den Rumpf mit kräftigen Waldungen und die Häupter mit ewigem Schnee verhüllen, breiten sich anderwärts sanfte Hügelreihen und Ebenen aus, wo der Rosmarin und die Lavendelstaude ihren Duft aushauchen, wo Lilien, Narzissen und Iris den Rasen durchwirken, wo Orangen-, Limonen-, Oel- und Granatbäume die frucht-

---

1826, so wie desselben: „Leben und Werke der Troubadours," ebendaselbst 1829.

beladnen Zweige senken und feurige Trauben der edelsten Gewächse unter einem klaren Sonnenhimmel reifen. Doch bald umfaßt uns wieder ein Thal mit schroffen nackten Kalksteinfelsen, deren groteske Formen nur hin und wieder der dunkelgrüne Kapernstrauch oder das Cistusgebüsch mit seinen Rosenblüthen schmückt, und dem einsamen Pfade folgend, verlieren wir uns in einem hohen Cypressenhain, wo uns elegische Ruhe empfängt. Aber von fernher vernehmen wir den Wellenschlag des Meeres — es zieht uns an's Ufer — und vor uns breitet sich's aus in seiner blauen unermeßlichen Fläche, und wie Riesenschwäne kommen Schiffe mit schwellenden Segeln von allen Seiten gezogen, das Heimische mit dem Fremden zu vertauschen und das Getrennte durch friedlichen Wechselverkehr zu vereinen.

Dieses Länder verbindende Meer war es, welches bereits im Jahre 560 vor Christi Geburt eine griechische Colonie aus Phocäa in Kleinasien hierher führte, wo sie Massilia, das noch heute blühende Marseille gründete, und hellenische Sitte und Lebensgenuß, obschon auf sehr beschränktem Bezirk, sich entfalten ließ. Folgenreicher für das Land wurde die römische Invasion. Die Römer wurden kurz vor dem zweiten punischen Kriege mit der südlichen Küste von Frankreich bekannt, und hatten sich bald nach Beendigung desselben des ganzen Länderstriches bis an die Pyrenäen bemächtigt. Sie nannten dieses römische Gallien jenseits der Alpen vorzugsweise provincia, die

Provinz, und so hieß auch späterhin bis zur Revolution von 1789 ein Theil desselben la Provence, eine Benennung, die im Wechsel der Zeiten bald mehr, bald weniger Land umfaßte. Die siegreichen Römer drangen den Besiegten nicht bloß ihre Gesetze, sondern auch ihre Sprache auf, die freilich schon damals vom Volke nicht in classischer Reinheit geredet worden sein mag.

Während der großen Völkerwanderung, welche das römische Westreich zertrümmerte, wurde Gallien unterhalb der Loire besonders von Burgundischen und Westgothischen Stämmen erobert, während sich im nördlichen Gallien die Franken festsetzten. — Aus der Vermischung der Sprachen jener Völker mit der römischen Landessprache entstanden zwei neu-romanische Idiome, das fränkisch-romanische im nördlichen und das westgothisch-romanische im südlichen Frankreich. Ersteres ward die Grundlage des heutigen Französischen, letzteres dagegen die des Provenzalischen, in welchem nachmals unsere Troubadours dichteten. Weil ferner damals im Nordfranzösischen die Affirmation ja durch oïl, im Südfranzösischen aber durch oc bezeichnet wurde, so nannte man auch die Länder oberhalb der Loire: les pays de la langue d'oïl, und die unterhalb derselben: les pays de la langue d'oc; der letztere Name erhielt sich bis zur Revolution in der bekannten Provinz Languedoc. In der südfranzösischen oder occitanischen Sprache beharrte der lateinische Grundstoff weit vorherrschender, als in der nordfranzösischen, sie blieb weicher, wohl-

klingender und biegsamer, als ihre nördliche Schwester. — Sehr einflußreich auf Sitten und Sprache der Provenzalen war die lange Verbindung, in welcher sie unter den westgothischen Königen mit dem östlichen Theile von Spanien standen. Neue Worte und Redeformen gingen dadurch in das Occitanische über, und bildeten es immer mehr zu der reichen Dichtersprache aus, die es einst werden sollte.

Unter Carl dem Großen waren die beiden Hälften Frankreichs wieder unter einem Scepter vereinigt. Doch die Theilungen, welche er selbst und seine Nachfolger vornahmen, führten bald wieder die alte Spaltung herbei, und allmälig löste sich die ganze südliche Ländermasse in viele größere und kleinere, fast souveräne Herzogthümer, Grafschaften und Baronien auf, die blos durch das lockere Band der Oberlehnsherrlichkeit mit der Krone zusammenhingen, ein Zustand, der bis in's dreizehnte Jahrhundert fortwährte. Doch eben jene lange Unabhängigkeit des Südens vom Norden, jene Zerstükkelung in viele kleine Staaten mit glänzenden Hofhaltungen war es, welche späterhin das Aufblühen der Troubadours sehr begünstigte, wenn gleich nicht allein hervorrief.

Lange vor diesen Kunstdichtern gab es schon in den Provenzalischen Gauen wandernde Sänger, die zwar nicht selbst Dichter waren, wohl aber die aus dem Volke selbst hervorgegangenen Lieder zum Klange der Zither, der Harfe, der Geige, oder sonst eines musikalischen

Instruments absangen; denn ein heiterer sonniger Himmel, eine zauberische Natur, feuriger Wein, eine klangvolle Sprache und ein fröhlicher Sinn mußten nothwendig den Provenzalen zur Volkspoesie erwecken. Man nannte jene umherziehenden Sänger: jongleurs, provenzalisch: joglars, ein Wort, welches aus dem lateinischen joculator, Scherzmacher, gebildet ist, und damals die Hauptbedeutung eines Sängers und Musicanten, keineswegs aber die heutige eines Taschenspielers hatte. Zu diesen Jongleurs gesellten sich auch Tänzer, Luftspringer, Possenspieler, und zogen mit ihnen von Ort zu Ort umher. Oft waren auch wohl mehre dieser Künste in einem Universalgenie vereinigt, weshalb das Wort jongleur immer eine schielende Nebenbedeutung als Lustigmacher behielt. Besonders waren es die Hofhaltungen und Burgen der Großen und Ritter, wo sie gütige Aufnahme fanden; denn der müssige Adel liebte die von Jagd und Waffenübung freie Zeit durch andere Kurzweil zu tödten. Schon seit dem 8ten Jahrhundert eifern die alten frommen Chronikschreiber wider jene lustigen Landstreicher, welche sie joculatores, ministrales oder ministrelli, scurrae und mimi nennen. So klagt z. B. Alcuinus Albinus im Jahre 791: „Wer Schauspieler, Mimen und Tänzer in sein Haus führt, der weiß nicht, welche Schaar unreiner Geister ihnen folgt." Ferner läßt sich im Jahre 836 der Bischoff Agobardus von Lyon strafend über einen Großen heraus: „Er betrinkt Schauspieler, Mimen und die gar-

stigen, nichtsnutzigen Jongleurs.“ Doch trotz alles Eiferns und Scheltens des Clerus, blieben die Provenzalen, Vornehme wie Geringe, ein fröhliches sangliebendes Volk.

Sollte sich aber aus dem rohen Waldgesange etwas Besseres herausbilden, so mußte noch eine neue Verwandlung im Zustande der höhern Gesellschaft eintreten, so mußte der Rittergeist eine edlere romantische Richtung nehmen. Der Ritterstand war der geborne höhere Kriegerstand des Volkes und germanischen Ursprungs. Die characteristischen Züge desselben finden sich bei den Deutschen schon in den frühesten Zeiten. Tapferkeit, Treue in geschlossenen Bündnissen, Anhänglichkeit an den gewählten Heerführer, und eine geheimnißvolle Achtung vor den Frauen war den freien Germanen schon damals eigen, als der römische Kaiser Augustus und seine Nachfolger sie zu unterjöchen strebten. Seit dem Zeitalter Carls des Großen, der fabelhaften Heldenperiode des Ritterthums, entwickelte sich jener Geist am vollständigsten. Das Christenthum einerseits, und das Lehnwesen andrerseits, hatten ebenfalls mächtig auf die eigenthümliche Entfaltung desselben eingewirkt. Glaubenseinfalt und Glaubenseifer, unverbrüchliche Treue im Dienste des Lehnsherrn, Kühnheit und Stolz in Vertheidigung der eignen Rechte, Huldigung der Frauen und Beschützung ihrer Ehre, endlich Lust an abenteuerlichen Streifereien, und Sucht nach Auszeichnung durch wundersame Thaten, waren die Hauptelemente im da=

maligen Rittercharacter. Doch mit diesen bessern Zügen verband sich zugleich Rohheit, Härte, Unwissenheit und grobe Sinnlichkeit.

Das occitanische Frankreich sollte die Wiege eines edlern Rittergeistes werden. Das Vorspiel zur Umwandelung der Sitten fand im letzten Viertheil des 11ten Jahrhunderts statt, als ein großer Theil der provenzalischen Ritterschaft, der Aufforderung Alfons des 6ten Königs von Kastilien folgend, an dem Kriegszuge gegen die spanischen Mauren, unter Anführung des gefeierten Helden Cid, Theil nahm. Die Bekanntschaft mit der höhern maurischen Cultur, so wie die Großartigkeit des Krieges selbst, weckte zuerst in der provenzalischen Chevalerie einen bessern Genius, der 14 Jahre darauf durch ein noch bedeutenderes Ereigniß, den ersten Kreuzzug nach Palästina, seine höchste Steigerung erhielt. Der unbestimmte Trieb nach Tapferkeit, der sich früher in elenden Privatfehden austobte, hatte nun auf einmal ein erhabenes heiliges Ziel gefunden. Es galt dem Siege des Kreuzes, der Befreiung des Landes, welches der Schauplatz der Thaten des Erlösers gewesen war; der Wille bekam somit die Richtung auf das Ideale. Andrerseits wurde die Sphäre der Phantasie unendlich erweitert; wie ein buntes Feenland stieg der Orient mit seinen Palmen vor den Augen des Abendländers empor, christliche Legenden und arabische Mährchen flossen im Gedächtniß zu einer Zauberwelt zusammen, — und so stand das Gebiet der Romantik mit einem Male vor dem

innern Sinne des leichtbeweglichen Provenzalen! Als ein neues Wesen kehrte er in seine Heimath zurück; der Flecken der Gemeinheit war aus der Seele getilgt, die sich nach der schönen Freudengeberin sehnte, welche das Irdische mit dem Idealen verbindet, — nach der Kunst! Jetzt gnügten keine Jongleurs mehr; es wurden Troubadours verlangt — und sie kamen!

Wir gehen zu einer zweiten Reihe von Fragen über: Wer waren die Troubadours? Wie war ihr Künstlerleben beschaffen? Welchen Geist athmete ihre Poesie?

Der Name troubadour, provenzalisch trobaire *), kommt vom Zeitworte trobar, finden, erfinden; Troubadour bedeutet also einen Finder und Erfinder; ein schöner sinnvoller Name, denn ein glücklicher Fund und eine Schöpfung zugleich ist jede wahre Dichtung. — Die Troubadours nannten auch ihre Poesie die Kunst des Erfindens, art di trobar, denn sie waren es in der That, welche zuerst das Dichten zur Kunst, im Gegensatze zum gemeinen Volksgesange, ausbildeten. Sie verfeinerten die an sich schon wohlklingende und gedankenreiche occitanische Sprache; sie waren die Schöpfer ihrer Gedichte dem Inhalte und der

---

*) Im Akkusativ trobador, woraus das nordfranzösische troubadour.

Form nach. In der ersten Zeit ihres Auftretens waren die Troubadours immer zugleich die Tonsetzer ihrer Lieder, welche sie unter Begleitung eines musikalischen Instruments selbst absangen. Da sich jedoch in der Folge auch mehre Dichter fanden, welche der Tonkunst nicht mächtig waren, andre auch sich zu vornehm dünkten, ihre eignen Spielleute zu sein, so ward es allmälig Sitte, daß viele Troubadours sich einen oder zwei Jongleurs hielten, von welchen sie ihre Lieder musikalisch vortragen ließen. So entstand jene merkwürdige Verbindung der Kunstdichter mit den alten Bänkelsängern, welche zu den eigenthümlichsten Zügen des provenzalischen Troubadourlebens gehört. Beide waren dann unzertrennliche Gefährten, und machten gleichsam die sich gegenseitig ergänzenden Hälften eines Wesens aus. Bevor wir aber dieses Verhältniß näher betrachten, untersuchen wir zuerst die Frage: Welchem Stande die Troubadours entsprossen, und ob sie eine besondere Klasse in der Gesellschaft bildeten, oder nicht?

Den ersten Anstoß zur neuen Dichtungsart gaben Personen, welche dem höchsten Adel des Landes, dem Herrscherstande angehörten. Die Geschichte bestätigt es, daß Guillem Graf von Poitiers und sein Freund Ebles, Vizgraf von Ventadour, die ältesten bekannten Troubadours waren. So sind auch in allen Perioden der Troubadourzeit Personen aus den vornehmsten Ständen, ja selbst Könige aufgetreten, welche die provenzalische Dichtkunst als Liebhaber betrieben. Doch bald

nach dem Erscheinen jener ersten Kunstdichter kamen Personen aus verschiedenen Ständen, welche die neue Dichtungsweise erst eigentlich ausbildeten, die Dichtkunst als Hauptbeschäftigung erwählten, und darin allerdings oft ihren Unterhalt suchten. Diese Männer, welche den Troubadourstand als besondere Kaste ausmachten, gehörten zum Theil dem niedern Adel an, der sich in einem dienstbaren Verhältniß an den Höfen der Großen befand, z. B. Pons de Capdueil, Peyrol, Rambaut de Vaqueiras und andere. So lesen wir von Peyrol: „Er habe sich als Ritter nicht halten können, und sei darum Jongleur geworden.“ Ebenso heißt es von Guillem Ademar: „Er habe die Ritterschaft nicht bestreiten können, und deshalb das Gewerbe des Jongleurs ergriffen;“ diese Stellen sind auch darum interessant, weil aus ihnen hervorgeht, daß man in der gewöhnlichen Umgangsprache alle diejenigen Jongleurs nannte, welche das Dichten um des Erwerbeswillen ergriffen, obschon die Dichter selbst sich gegen diese Benennung erklärten. — Ein andrer Theil der Troubadours gehörte dem damals schon in Süd-Frankreich sehr geachteten Bürgerstande an, wie Folquet von Marseille, Gaucelm Faidit und Peire Vidal. Auch Geistliche und Mönche haben sich bisweilen dem Troubadourleben geweiht; so entsprang Gaubert von Puicibot deshalb aus dem Kloster, und der Prior von Montaudon zog als wandernder Sänger durch Frankreich und Spanien. Nicht selten ragte sogar aus den nie-

drigsten Classen plötzlich ein geachteter Dichter hervor, wie z. B. Bernart von Ventadour, der zärtlichste aller Minnesänger, welcher der Sohn eines armen Schloßknechts war. Ein allgemeiner Geisterfrühling war über das ganze Volk hereingebrochen, und ließ seine Blüthen aus allen Ständen da und dort freudig hervorsprießen.

Wie bildete sich aber der Lehrling der Kunst zum Meister? Gab es Dichterschulen und Dichtergesetze wie bei unsern deutschen Meistersängern? Es giebt allerdings Stellen in den Gedichten, so wie in den Biographien der Troubadours, die man hierauf gedeutet und für die bejahende Meinung aufgestellt hat. So sagt allerdings Bernart von Ventadour: „Er wolle nicht länger in der Schule, escola, seines Herrn sein." Ferner erwähnt Arnaut Daniel der Künste der Schule, und im Leben Guirauts von Borneil wird angeführt: „Er habe sich den Winter hindurch in der escola befunden und gelernt, und sei im Sommer an den Höfen umhergewandert." Eine genauere Kritik hat jedoch dargethan, daß an eigentliche Dichterschulen und Akademien nicht zu denken sei. Die vorherrschende Bedeutung von escola ist Lehre, Unterricht. Erlernt und eingeübt mußte aber die provenzalische Dichtkunst allerdings werden, und dies geschah theils durch mündliche und schriftliche Unterweisung, die man von angesehenen Dichtern empfing, theils durch Nachahmung der vorhandenen Muster. So wird z. B. vom Trou-

badour Marcabrun ausdrücklich erwähnt: „Er habe sich so lange bei einem Dichter aufgehalten, bis er selbst zum Dichter geworden." Wir können uns das Verhältniß ungefähr so denken, wie das der großen italienischen Maler des 16. Jahrhunderts zu ihren Kunstjüngern.

Nach vollbrachter Lehrzeit begann nun der Troubadour seine Wanderungen. Wo sich ein begeisterter Dichter zeigte, da eilte alles herbei, Vornehme wie Geringe, und lauschte auf die Töne seines Gesanges, den er mit der Zither, Mandore oder Harfe begleitete. Wenn der Dichter aber die Musik nicht selbst verstand, oder zu stolz war sie zu üben, dann trat, wie wir bereits erwähnten, jenes Verhältniß ein, wo der Troubadour einen Jongleur in seine Dienste nahm, und mit ihm von Ort zu Ort herumzog. Die Jongleurs spielten außer den genannten Instrumenten auch noch die Geige, die Trompete, die Posaune, das Horn, die Sackpfeife, die Pauke, Trommel und Castagnetten. Der Dichter machte den Jongleur mit dem Geiste seines Gedichts und der Art des Vortrags jedesmal genau bekannt, worauf dieser es entweder nach einer bereits bekannten Weise absang, oder eine neue Melodie dazu componirte. Allerdings lag dann der gute Erfolg des Gedichts und der Ruhm des Troubadours zum großen Theil in der Hand des Musikers; oft drücken daher jene in ihren Poesien deshalb bange Besorgnisse aus, und schärfen dem Spielmann ein, ja vorsichtig zu verfahren und das Werk nicht zu verderben.

War der Troubadour bemittelt, so stand der Jongleur in seinem Solde, und erndtete auch außerdem den ganzen klingenden Gewinn und andere Gaben, womit die Freigebigkeit der Zuhörer ihn beschenkte. Im entgegengesetzten Falle aber mußte er sich zu einer Theilung mit dem Dichter verstehn, wobei es wohl nicht immer ohne Streitigkeiten abgehen mochte. In der Regel aber war das Vernehmen zwischen beiden sehr freundlicher Art, weil sie ihre gegenseitige Abhängigkeit fühlten. Der Jongleur war nicht bloß der Musiker, sondern überhaupt der Geschäftsmann des Dichters, besonders auch sein treuer Bote bei seinen geheimen Liebesabenteuern. Der Jongleur ist es, welcher dem vornehmen Liebchen die Canzone des Dichters in die Hand spielt; der Jongleur ist es, welcher bei den nächtlichen Zusammenkünften der Liebenden Wache steht, und sie vor herannahender Gefahr durch ein verabredetes Zeichen warnt.

Die Höfe der Herzoge, Grafen, Vizgrafen, Barone und andrer großen Dynasten, waren die eigentlichen Sammelplätze der Troubadours. Hier lebten sie Wochen und Monate lang, und verschönerten durch die Töne ihrer Harfen die Gastmäler und Turnierfeste ihrer Beschützer. Nicht selten vereinigten sich mehre Troubadours hierbei zu einem poetischen Wettkampfe, und die schönsten edelsten Frauen waren es, welche dem Sieger den Preis darreichten, welcher in Kränzen, Schärpen und gestickten Bändern bestand. Unter den Krän-

zen, war besonders der von Pfauenfedern durchflochtene sehr geachtet; denn der Pfau galt für einen ritterlichen Vogel, dessen prachtvolle Radfedern ein Symbol des Glanzes und des Sieges waren. Außer diesen feinen symbolischen Gaben erhielten die Dichter aber noch von ihren freigebigen Mäcenaten andere werthvolle Geschenke, die einen materiellern Nutzen hatten, namentlich schöne Rosse, kostbare Pferdedecken und Reitzeug, Helm und Schwert mit zierlich getriebener Arbeit, reichgestickte Gewänder von Sammt und Seide, goldne Halsketten und andern ritterlichen Schmuck, bisweilen auch wohl klingenden Betrag.

Die meisten der bedeutenden Troubadours weihten sich ausschließlich dem Dienste eines fürstlichen oder ritterlichen Beschützers, und blieben ihm oft bis an's Lebensende zugethan. Dieses Verhältniß war sehr zart, und hatte durchaus für beide Theile etwas sehr Ehrenhaftes. Der Beschützer fühlte sich glücklich im Besitz eines gefeierten Dichters, er machte ihn zu seinem Freunde, vertraute ihm seine Geheimnisse, und brauchte dessen Rath und That in den wichtigsten Angelegenheiten. Der Dichter dagegen verbreitete das Lob seines Herrn, vertheidigte ihn in nachdrücklichen Liedern, den sogenannten Rügeliedern, sobald er angegriffen wurde, und betrauerte ihn im Klaggesang, wenn der Tod ihn entführte.

Der Troubadour, welcher in so hohen Kreisen sich bewegte, mußte sich daher zugleich eines feinen und

gefälligen Benehmens, Cortesia, wie man's nannte, befleißigen, ohne welches sich auch das entschiedenste Talent wenig Eingang verschafft hätte. Durch diese Liebenswürdigkeit der Sitten und die Gluth ihrer Lieder wußten die provenzalischen Sänger auch die Gunst mancher schönen Frau zu gewinnen. Oft allerdings war ihr Liebesfeuer mehr Sache jener conventionellen Courtoisie, mehr Sache des Verstandes und der Politik, als des Herzens. Es war z. B. etwas hergebrachtes, daß der Troubadour das Lob der Gattin seines Beschützers feierte und sich als ihren Sclaven bekannte. Die gefeierte Dame empfand oft ebensowenig wahre Neigung für den Dichter, aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit, ihren Ruhm durch einen geachteten Sänger verbreitet zu sehn, und sie unterließ deshalb nicht, sich durch ein freundliches Betragen bei ihm im Credit zu erhalten. Nicht selten war jedoch der Dichter wirklich für die vornehme Gönnerin oder eine andere geliebte Dame von inniger Leidenschaft ergriffen, und ließ sich hierdurch in die gefährlichsten Verhältnisse verwickeln. Die Lebensnachrichten der Troubadours bewahren uns mehre Fälle solcher Liebschaften auf, die einen für beide Theile sehr tragischen Ausgang nahmen. So ward z. B. Guillem von Cabestaing, welcher sich der Gunst der Gattin seines Beschützers erfreute, von letzterem enthauptet; im gelindern Falle erfolgte wenigstens die ewige Verbannung des verwegenen Sängers.

Die vorzüglichsten Beschützer der Troubadours in

Frankreich waren die Grafen von Provence und die von Toulouse, unter letztern besonders Raimon V., ferner Barral Vizgraf von Marseille, Wilhelm IV. Prinz von Orange, Robert Delphin von Auvergne, endlich zwei hohe Frauen, Eleonore, Herzogin von Aquitanien, und Ermengarde, Vizgräfin von Narbonne. Durch jene Eleonore, welche zuerst mit König Ludwig VII. von Frankreich, und später mit Heinrich II. von England vermählt war, wurde die heitere Kunst der Minnesänger auch in's nördliche Frankreich und auf die britannische Insel verpflanzt, wo sie unter dem Namen der Ministrels auftraten, und in Heinrichs Nachfolger, Richard Löwenherz, einen königlichen Beschützer fanden. Außer Frankreich waren die Troubadours besonders in Aragonien, in Kastilien und im nördlichen Italien wohl aufgenommen.

Das ganze Zeitalter der Troubadours umfaßt ungefähr 200 Jahre, von 1090 bis 1290, welche sich wieder in drei untergeordnete Perioden eintheilen lassen: in die der Entwicklung bis 1140; in die der höchsten Blüthe, von da bis 1250, und in den Zeitraum des Verfalls. Wir lassen unsern Roman in der zweiten dieser Perioden und zwar von 1181 bis mit dem Jahre 1191 spielen, wo der eigenthümliche, schwärmerische Geist der provenzalischen Dichtkunst seinen Culminationspunct erreicht, und sich nach allen Richtungen hin auf das vollständigste entfaltet hatte.

Die Troubadours verwendeten eine große Sorg-

falt auf die Form ihrer Gedichte und besonders auf den Reim, zu dessen Cultur sie in ihrer wohlklingenden, vocalreichen Sprache eine so große Veranlassung fanden. Sie verstanden die Abtheilung des Liedes in Strophen (cobla), und wußten durch die Abwechselung der männlichen und weiblichen Reime, durch die geschickte Anordnung der längern und kürzern Verse, und durch die kunstvolle Verschlingung der Strophen mittelst des wiederkehrenden Reimes, einen großen musikalischen Effekt hervorzubringen.

Die Lieder der provenzalischen Sänger kommen unter sehr verschiedenen Benennungen vor, doch lassen sich dieselben auf drei Hauptgattungen zurückführen, welche einen ganz verschiedenen Geist athmen, nämlich die Canzone, das Sirventes und die Tenzone. Wir müssen der Beleuchtung einer jeden dieser Gattungen einige Aufmerksamkeit schenken, weil sich erst hieraus die ganze Sphäre der Troubadourpoesie recht an's Licht stellt.

In der Canzone (cansos, chansos, Gesang, im Nordfranzösischen chanson) ist das lyrische Element das vorwaltende. Ihre Hauptgegenstände sind Freude an der Natur, Schilderung der Gefühle der Liebe, der Treue, der Sehnsucht, Bewunderung der Frauen überhaupt und besonders der gewählten Dame des Herzens, der dame souveraine des pensées et du coeur. Innigkeit des Gefühls, Lebendigkeit der Darstellung und eine oft rührende Naivetät sind es, welche diese Lieder be-

sonders auszeichnen. Hier zeigt sich die eigenthümliche Anschauungsweise der Troubadourpoesie in ihrer jugendlichen Frische. Die provenzalischen Minnesänger waren keine Nachahmer der alten griechischen und römischen Classiker, von denen ihnen die erstern völlig unbekannt und letztere nur im Besitz einiger Auserlesenen waren. Ihre Dichtkunst war eine neue, die aus romantischem Boden hervorsproß; dieß zeigt sich am klarsten in den Schilderungen der Liebe. Der Geist des Christenthums hat sich mit der altgermanischen Verehrung der Frauen vermählt und das duftige Kind der romantischen Liebe erzeugt. „Die einzige Maria, sagt „unser Jean Paul *), adelt alle Weiber romantisch; „daher eine Venus nur schön, aber eine Madonna ro„mantisch sein kann. Diese höhere Liebe war oder ist „aber Blüthe und Blume aus dem Christenthum, das „mit seinem Feuereifer gegen das Irdische den schönen „Körper in eine schöne Seele zerschmilzt, um ihn dann „in ihr lieben zu lassen, also das Schöne im Unend„lichen." Diese Sehnsucht nach dem Unendlichen ist es ja überhaupt, welche unsere neuere Poesie durchdringt, was der nämliche Schriftsteller so schön mit den Worten ausdrückt: „Ist Dichten, Weissagen, so ist ro„mantisches Dichten das Ahnen einer größern Zukunft „als hienieden Raum hat; die romantischen Blüthen „schwimmen um uns, wie nie gesehene Saamenarten

*) Vorschule der Aesthetik, 2te Auflage. Th. 1. S. 151, 152.

„durch das allverbindende Meer aus der neuen Welt „noch ehe sie gefunden war, an Norwegens Strand „anschwammen.“ Die Liebe wird von den Troubadours fast immer auf eine feine und edle Weise aufgefaßt; sie ist ihnen die Lehrerin der Humanität, der ritterlichen Taperkeit, der Weisheit, kurz alles Guten und Trefflichen. Sie ist etwas Göttliches, vor dem man sich in Demuth beugen und das man mit reinem Herzen verehren muß. Mehre Beispiele von altprovenzalischen Minneliedern, die wir im Laufe unsers Romans mittheilen werden, sollen dieß alles unsern Lesern vollkommen deutlich machen. Wir wenden uns jetzt zur zweiten Gedichtklasse, dem Sirventes.

Wenn die Canzone vorzugsweise die Liebe zum Gegenstande hat, und uns das innre Gefühlsleben des Dichters schildert, so hat dagegen das Sirventes eine praktische Tendenz nach der Außenwelt. Der Name Sirventes, (mit dem lateinischen servire, dienen, verwandt), bezeichnet eigentlich ein Dienstgedicht, weil Gedichte dieser Gattung sehr häufig im Dienste des Schutzherrn zu dessen Lobe oder Vertheidigung verfaßt wurden. Doch hatte das Sirventes einen viel weitern Wirkungskreis; die Aufforderung zum Kampf und edlen Thaten, die Anklage ungerechter Fürsten, Richter und Priester, die Ausfechtung eigner Händel gegen andere Kunstgenossen, Satyren auf die Zeit überhaupt oder auf einzelne Stände und Individuen, dieß alles gehörte in seinen Bereich. Das Sirventes besonders war es,

wodurch der Troubadour zu hohem Ansehn in der öffentlichen Meinung gelangte, sich den Feinden furchtbar machte und das Vertrauen seines Beschützers gewann.

Zwischen der Canzone und dem Sirventes in der Mitte steht gewissermaßen die Tenzone, denn sie entlehnt ihren Stoff eben so gut aus dem erotischen, als aus dem politischen Gebiet; Liebe, Welthändel, Satyre, Persönlichkeiten, alles kann ihr zum Gegenstande dienen. Aber der Geist, der in ihr weht, ist weder ein lyrischer, wie in der Canzone, noch ein praktischer, wie im Sirventes, sondern ein polemisch-dialektischer, welcher ein ächtes Kind des scholastischen Mittelalters ist. So wie sich die Theologie und Jurisprudenz jener Jahrhunderte in spitzfindigen Streitigkeiten über religiöse und juristische Lehrsätze gefiel, so machte es auch hier die Poesie. Schon der Name Tenzone ist bedeutsam, denn er stammt vom lateinischen Worte contentio, Streit, ab, und zeigt daher ein Streitgedicht an. Sie heißen auch jeux-partis im Altfranzösischen, weil sie in der Regel das Werk zweier Verfasser sind, die sich in das Gedicht theilen. Zu Anfang desselben wird nämlich eine Streitfrage aufgestellt; z. B. „Welches Glück ist das höhere, das Glück der Liebe oder das Glück des Ruhms?“ Hierauf wird nun in abwechselnden Strophen von dem einen Dichter der Vorzug des Liebesglücks, von dem andern dagegen der Vorrang des Ruhmes vertheidigt. Ja, es finden sich

Fälle, wo von drei Dichtern zugleich jeder einen besondern Satz behauptet. — Außer diesen eigentlichen Wettgesängen kommen allerdings auch solche vor, wo der nämliche Dichter sich selbst einen zweifelhaften Satz aufstellt, ihn nach seinen entgegengesetzten Seiten beleuchtet und darüber aburtheilt. Uns interessiren aber hier besonders die eigentlichen Streitgesänge, weil sie uns auf ein originelles Institut der Troubadourzeit, die sogenannten Corti d'amore, Cours d'amour oder Minnehöfe*) hinleiten, welche auch in unserm Roman eine wichtige Rolle spielen werden.

Wenn nämlich die streitenden Dichter sich über den Vorzug des einen oder andern Streitsatzes nicht vereinigen konnten, so unterwarfen sie die Entscheidung einem Schiedsgericht. Dieses bestand entweder aus einzelnen Personen oder aus einer vollständigen Cour d'amour. Was waren nun diese Minnehöfe? Die Cours d'amour waren ein Institut weiblicher Ehrengerichte, welches mit dem Geiste des bessern französischen Ritterthums auf das Innigste zusammenhing, und namentlich in den occitanischen Ländern seine Hauptsitze hatte. Die Verehrung und Beschützung der Frauen gehörten zu den wesentlichsten Pflichten des Ritters, welche ihm von Jugend auf eingeschärft wurden. Damit er nun in steter Uebung

*) Man vergleiche: Raynouard, a. a. O. Tome II. S. LXXIX —CXXIV; Chr. v. Aretin, Aussprüche der Minnegerichte, München 1803, und: die Minnehöfe des Mittelalters. Leipzig 1821.

derselben erhalten würde, mußte sich jeder junge Ritter eine Dame wählen, deren Diensten er sich vorzugsweise weihte. Sehr oft war dieses Verhältniß, so wie das vorhin von uns erwähnte der Troubadours zu ihren vornehmen Gönnerinnen, nichts weiter als eine conventionelle Courtoisie; oft jedoch war auch wirklich das Herz dabei mit im Spiele. Alle Pflichten, welche aus diesem Verhältnisse für beide Theile entsprangen, waren durch geschriebene Regeln und durch Gewohnheitsrechte festgesetzt. Besonders angesehen war das uralte Minnebuch des Königs Arthus, welches diesem gefeierten Fürsten der ritterlichen Heroenzeit zugeschrieben wurde. Ueber die Heilighaltung dieser Gesetze wachten die edelsten tugendhaftesten Frauen, und so bildeten sich zuerst in Südfrankreich, später auch in einigen nordfranzösischen Gauen, jene weiblichen Ehrengerichte, die unter dem Namen der Cours d'amour oder Minnehöfe bekannt sind. Die berühmtesten derselben waren: die Minnehöfe der Königin Eleonore von Aquitanien, der Ermengarde, Vizgräfin von Narbonne, die Minnehöfe von Pierrefeu und Signe, von Romanin, Avignon, Gascogne, und der Minnehof der Gräfin von Champagne. Das Direktorium sowohl, als die Beisitzerschaft und alle übrigen Aemter in diesen Gerichtshöfen der Sitte wurden bloß von Frauen und Jungfrauen verwaltet. Das Conseil war oft sehr zahlreich, denn so wird z. B. von der Gräfin von Champagne berichtet, daß sie sechzig Damen zur Entscheidung einer Eh-

rensache um sich berufen habe; vom Minnehofe zu Romanin werden 12, von dem zu Avignon 14 Beisitzerinnen erwähnt. Wir besitzen noch eine ziemliche Anzahl von Rechtsfällen und Urtheilssprüchen jener Gerichte, von denen auch unser Roman einige mittheilen soll.

Wir stehen jetzt am Ende dieser historischen Vorhalle, und es bleibt uns nur noch übrig, einige Worte über das Verhältniß unserer handelnden Personen zur Geschichte zu sagen. Es war Anfangs mein Plan, den Helden meiner Dichtung aus der Reihe der historischen Troubadours zu wählen. Nachdem ich aber eine Masse von Biographieen durchgelesen hatte, überzeugte ich mich, daß keiner derselben meinen Absichten vollkommen entspräche. Mein Ademar und mehre andere Hauptgestalten sind daher allerdings Phantasiegeschöpfe, aber keine aus der Luft gegriffenen, sondern aus den damaligen Zeitverhältnissen hervorgehende Personen, die sich auf geschichtlichem Hintergrunde bewegen. Ademar ist der Repräsentant alles Edeln und Schönen, was sich in den Troubadours entfaltet hat. Damit jedoch das Gemälde Wahrheit habe, sind außer ihm auch noch mehre historische Troubadours darin aufgenommen, welche die Wirklichkeit mit ihren Schattenseiten im Gegensatz zum lichten Ideal darstellen. Neben dem poetischen Treiben der Minnesänger soll aber zugleich das damalige Ritterwesen, die Macht des Clerus, der feudalistische Wirrwarr, das romantische Gemälde eines Kreuzzugs, kurz ein großes Fragment des endigenden

12ten Jahrhunderts in lebensvollen Schilderungen aufgerollt werden. — Die Troubadours sind Alpenblumen, die ihren farbigen Teppich auf starren Felsen und an schauerlichen Abgründen ausbreiten; die heitere Welt der Kunst und die ernste der Zeitgeschichte laufen in parallerer Richtung nebeneinander hin. Durch den Helden des Romans, welcher Dichter und Ritter zugleich ist, soll die Vereinigung beider Sphären vermittelt und die großen zeitdurchdringenden Ideenstrahlen von Sänger- und Heldenruhm, von Frauen- und Glaubens-Verherrlichung in einem Brennpunct gesammelt werden. — In wiefern die Lösung dieser Aufgabe mir gelungen, möge das gerechte Urtheil und poetische Gefühl meiner geehrten Leser entscheiden.

Erste Schilderung.

Waffenschmied und Spielmann.

In seiner Werkstatt dunkle Kammer
Ist Meister und Gesell gestellt,
Es schwingt die Faust den Eisenhammer,
Der dröhnend auf den Amboß fällt;
Doch fröhlich über Berg und Fluren
Der Lerche gleich der Spielmann fliegt,
Er furcht nicht tief des Lebens Spuren,
Leicht ist die Kunst, womit er siegt!

In der alten berühmten Stadt Toulouse lag am Ende der langen düstern Benedictinerstraße die Werkstatt des vielbesuchten Waffenschmiedes, Meister Raimon Rovenac. Die Morgensonne eines blauen Apriltages warf über die hohen Giebeldächer der gegenüberstehenden Häuser einige ihrer goldnen Strahlen in das rauchgeschwärzte Gewölbe, als Vater Raimon mit heiterem Gesicht in den Kreis seiner Gesellen und Lehrlinge eintrat.

„Laßt Hammer und Amboß ruhen, Kinder, sprach er mit wichtigem Tone, und hört mich aufmerksam an.

Ich verkündige euch neue Arbeit, große Arbeit, schöne Arbeit, bei der ihr euern ganzen Fleiß und eure volle Geschicklichkeit anstrengen müßt, um den alten Ruhm der Werkstatt Rovenac's mit neuem Glanz zu umgeben. In sechs Wochen haben wir ein Turnier auf dem Schlosse unsers erlauchten Grafen Raimon V. von Toulouse, dessen Namensvetter und Hof-Waffenschmied ich zu sein die Ehre habe. Viel edle Bannerherrn und Ritter aus unserm Lande, sowie aus Gascogne, Navarra, Limousin, Languedoc und Provence werden dabei erscheinen, denn es soll hoch hergehn, wie am Hofe unsers allergnädigsten Königs Philipp August von Frankreich. Unser erlauchter Graf bestellt nun dazu für sich einen neuen Helm und vollständigen Harnisch, ein damascirtes Schwert und eine Turnierlanze. Ferner verlangt noch der Herr von Villefranche ein Paar goldne Sporen, der von Carmain ein Paar neue Armschienen und der von Bastide einen silbernen Drachen als Helmkleinod. Ihr seht also, daß es alle Hände vollauf zu thun giebt. Ihr meine Altgesellen Peirol, Armagnac und Olivier, werdet mit mir selbst die Waffen unsers gnädigen Grafen fertigen; du, Bertran, magst die Sporen, du, Firmin, die Armschienen, und du, Ademar, der immer das Abenteuerliche liebt, den Drachen übernehmen. Ihr andern Lehrlinge aber besorgt unverdrossen, was die Gesellen euch heißen. — Kinder, ich sage euch, der Waffenschmied ist ein wichtiger Mann, der sich selbst und seine Kunst

hochschätzen muß; denn vom Waffenschmied hängt der Glanz und Ruhm der Ritterschaft, also mittelbar die Wohlfahrt des ganzen Landes ab. Was wären die Herrn Ritter, wenn sie sich im schlechten Lederkoller und mit leichtem Spieß und Schilde in den Kampf begeben sollten, wie das gemeine Fußvolk? Menschen wie andre, nichts weiter! Wir Waffenschmiede aber, die wir ihnen den undurchdringlichen Stahlpanzer anziehen, die wir ihnen das gewaltige Schlachtschwert und die unwiderstehliche Lanze in die Hand geben, wir sind es, die aus dem bloßen Menschen den Ritter machen! Dieß genüge euch zu begeistern. Nun tummelt euch, daß ihr die alte Arbeit vollendet; ich verlasse euch jetzt auf einige Stunden, um in der Stadt alte Schulden einzutreiben, denn die vornehmen Herren sind große Prahler, aber schlechte Bezahler. Altgesell Peirol, ich ernenne dich zu meinem Stellvertreter; sorge dafür, daß niemand unnützes Geplauder treibe und keiner müßig auf die Straße gaffe."

Mit diesen Worten setzte er das schwarze Sammetbarett auf den Kopf, nahm den langen, mit goldnem Knauf versehenen Rohrstock in die Hand, ließ sich von einem Lehrling den spanischen braunen Halbmantel mit zierlicher Agraffe festkrämpen, und schritt stolz mit hallenden Tritten durch die Hausflur auf die Straße hinaus. — Eine Zeit lang arbeiteten Gesellen und Lehrlinge um die Wette; hoch loderte das vom Blasebalg angefachte Feuer auf dem alten Heerde von Backsteinen empor,

die rothglühenden Eisenbarren erdröhnten auf dem Amboß unter der Wucht der Hammerschläge, die Feilen raspelten und die Polierstähle schrillten, als gelt' es alle hörende Menschen in Taube zu verwandeln. Als aber auf den gewaltigen Sturm, wie's zu geschehen pflegt, eine Pause der nachlassenden Kraft eintrat, da wandte sich der behagliche Armagnac mit folgenden Worten an Ademar, einen schönen braunlockigen Jüngling von neunzehn Jahren, dessen feuriges Auge und edle Haltung mehr als einen gewöhnlichen Gesellen ankündigten und dem in der That auch die ältern und jüngern Genossen der Werkstatt mit einer unwillkührlichen Achtung begegneten: „Höre Ademar, du könntest uns, während wir ein wenig ausruhn, eine deiner schönen Geschichten erzählen, die sich so ergötzlich anhören; dann geht uns die Arbeit noch einmal so flink von der Hand.“

„Ich darf nicht,“ antwortete Ademar kurz, doch bescheiden, indem er seltsame Figuren in ein ritterliches Schild einzugraben fortfuhr; „habt ihr nicht gehört, was der Meister beim Fortgehen sagte?“

„Ei, wir nehmen es nicht so genau,“ sprach Armagnac, „was meinst du, Peirol?“

„Rede ohne Furcht, Ademar,“ begann der lange rothhaarige Altgesell, „ich, der Stellvertreter, gebe euch allen eine Viertelstunde Erholung, und wünsche, daß du uns mit einer hübschen Sage oder einem lustigen Liede unterhalten magst.“

„Wenn ich nur gleich etwas Neues wüßte,“ erwiderte Ademar, sich besinnend.“

„Ach, du darfst nur wollen,“ fiel Olivier ein; „hat dich dein Oheim, der Benedictinerabt, nicht die schöne Kunst des Lesens und Schreibens gelehrt, und bringst du nicht alle Sonn- und Festtage in seinem Kloster zu, wo es eben so viel alte Pergamentbücher giebt, als Nägel und Schrauben in unserer Werkstatt?“

„Erzähle, erzähle,“ riefen Gesellen und Lehrlinge wild durch einander, „aber eine recht schöne grausige Geschichte mit vielen Riesen und Zwergen, mit gewaltigen Rittern und verzauberten Prinzessinnen, mit marmornen Palästen und funkelnden Höhlen, du weißt schon, wie wir's meinen.“

„Wohlan denn,“ sprach Ademar; „ihr wüßt doch, daß es in unsern provenzalischen Landen sogenannte Gerichtshöfe der Minne giebt, in welchen edle Ritterdamen über alle Streitfragen in Liebeshändeln Recht sprechen und über Sitte und Anstand wachen?“

„Freilich, freilich,“ riefen mehre Stimmen, „wer redete wohl die Sprache von o c und kennte die Cours d'amour nicht?“

„Nun seht,“ fuhr jener fort, „diese Minnehöfe entscheiden nach einem uralten Gesetzbuch, das vom König Arthus herstammt. Wollt ihr nun wohl erfahren, wie dieses Pergament aus Britannien nach Frankreich gekommen sei? Es ist eine gar wunderbar holde Sage.“

„Laß hören!“ erscholl es von allen Seiten, und die rußigen Burschen stellten sich im Kreise um den anmuthigen Ademar, und lauschten begierig auf die Worte des Jünglings, der also begann:

Die Sage vom Minnebuch des Königs Arthus.

„Im schönen Lande Provence, wo die Bäume mit den goldnen Limonen und purpurnen Granaten grünen, lebte vor Jahrhunderten ein tapferer stattlicher Ritter, Namens Herr Hugo, welcher für das holde Fräulein Germonde in Liebe entbrannte. Lange hatte er um die Dame vergeblich geworben, als sie einst zu ihm sprach: „Ritter, euch soll meine Hand und mein Herz zu Theil werden, wenn ihr mir den Lieblingsfalken des Königs Arthus aus Britannien bringt.“ Und der Ritter gelobt' es und schiffte nach Britannien, und zog über Berg und Fluren gen Königs Arthus Burg. Da gelangte er eines Tages in einen endlosen Wald, dessen Ausgang er nicht zu erspüren wußte. Plötzlich erschien ihm auf einem weißen Zelter sitzend eine wunderliebliche Frau im rosigen Gewand, mit einer funkelnden Rubinenkrone auf dem Haupt, goldnem Köcher und Bogen zur Seite und einer Lanze mit diamantner Spitze in der Hand. „Ritter Hugo,“ redete sie ihn an, „ich kenne dein Begehren, doch wirst du es ohne meine Hülfe nimmer vollbringen. Du suchst den Falken des Königs Arthus für deines

Herzens Dame und weißt ihn nicht zu finden." Der Ritter stand betroffen und bat die schöne Jägerin um ihren Schutz. „So laß uns die Rosse wechseln," sprach sie, „mein Zelter wird dich bringen, wohin du verlangst; in diesem Walde sehen wir uns wieder." Darauf vertauschten beide die Rosse und trennten sich mit freundlichem Gruß. Nachdem Herr Hugo manche Gefahren bestanden, kam er an die Burg des Königs Arthus, vor welcher zwölf riesenhafte Ritter Wache hielten, denen er sein Verlangen kund gab. „Begehrst du des Königs Falken, antworteten jene, so beweise erst mit dem Schwert, daß deine Dame die schönste und beste von allen sei. Da legte Herr Hugo die Lanze ein, und kämpfte mit jedem der zwölf Schloßhüter, bis er den letzten in den Sand gestreckt. Nun öffneten sich die Thore und er trat in die Hallen, die von Marmor und Gold erglänzten. Auf purpurnem Throne, von seinem Hofstaat umgeben, saß König Arthus und neben ihm auf krystallner Säule sein Lieblingsfalke. Der Ritter nannte mit bescheidenem Anstand sein Begehren, und der König sprach: Wohlan, du junger Held, der du so tapfer für deine Dame kämpfst, dein Wille soll dir geschehen, dafern du auch den meinigen zu erfüllen gelobst. Nimm hier dieß Pergament, worauf die Gesetze der Minne geschrieben, die allen Rittern und Edelfrauen meines Landes zur Richtschnur dienen, und schwöre mir, daß du dieses Gesetzbuch auch in deinem Vaterlande einführen willst,

damit keine Sitte und heilige Treue auch unter euern Liebenden bestehen, und du sollst den Falken deiner Dame bringen!" — Herr Hugo gelobt' es auf sein blankes Schwert und ritt mit dem Falken wohlgemuth davon. Als er nun drei Tage und drei Nächte geritten war, so gelangte er wieder in den großen Wald, der ihn diesmal freundlicher anlachte, denn lieblich rauschten die Blätter, welche wie Smaragden im Morgengolde glänzten und von allen Zweigen herab erklang der Gesang prachtvoll gefiederter Vögel, wie er sie noch nimmer im Leben geschaut. Da erschien ihm plötzlich wieder auf demselben Platz die schöne Jägerin mit der Rubinenkrone und sprach: „Sei mir gegrüßt, schöner Hugo, der du als Sieger wiederkommst mit deiner Beute! Doch kehre nicht heim zu deiner launigen Herrin, die deiner nicht werth ist, weder durch Macht, noch Schönheit. Ich bin die gebietende Fee dieses Landes und will dich zu meinem Ehegemahl erheben; alle Schätze sollen dir zu Füßen liegen und in allen Genüssen sollst du schwelgen, und deine Hoheit soll gefeiert werden von den Sterblichen wie von den Ueberirdischen."

„Hebe dich weg von mir, Verführerin," antwortete der Ritter, „und nimm deinen Zelter zurück sammt dem Falken, den ich deiner Gunst verdanke! Lieber will ich mit leerer Hand heimkehren, als dir, Falschen, etwas schuldig sein!"

„Der Narr der," riefen mehre der Zuhörer zu-

gleich, „wie konnt' er solch ein Glück ausschlagen! Mir hätte sie's nicht zweimal bieten sollen."

„Schämt euch," verwies Ademar unwillig, daß ihr dem Verrath das Wort redet, und hört den Schluß: „Heil dir, Hugo," rief die schöne Jägerin, „daß du der Versuchung standhaft widerstanden! Ich bin die Königin der Liebe, die dich mit dieser Lanze vernichtete, hättest du den Schwur der Treue gebrochen; kehre heim zu deinem Liebchen und bring' ihr diese Krone als Brautgeschmeide, und vollziehe mit ihr den Willen des Königs Arthus, damit sein Gesetz über alle Liebenden herrsche."

Drauf kehrte Herr Hugo glücklich heim nach Provence, und überreichte der Braut den Falken und das Gesetzbuch und die Rubinkrone der Königin der Liebe. Da ward Germonde sein Weib und beide verkündigten den Willen des Königs Arthus und wurden die Stifter der Minnehöfe, die seitdem fortbestehen in unsern occitanischen Landen."

Ein wildes Beifallgeklatsch mit den Ausrufungen: „Herrlich, trefflich, eine prächtige Sage!" untermischt, ließ sich von den dankbaren Zuhörern vernehmen, als plötzlich Ademar den Jubel mit den Worten unterbrach: „Still, Kameraden, hört ihr nichts auf der Straße?"

„Mich dünkt, ich höre die Töne einer Mandore," erwiederte Olivier.

„Das ist gewiß Meister Frontignan," rief Ademar, „der berühmte Jongleur von Marseille, der sich seit drei

Tagen in Toulouse aufhält, und sich nun auch einmal mit seinen hellen Tönen in unsre dunkle Gasse verirrt hat; fort an's Fenster!"

Alles drängte sich in die Brüstung des großen Bogenfensters, welches die Werkstatt beleuchtete und blickte neugierig auf die Straße, wo sich ein dichter Kreis von Zuhörern um den fremden Spielmann bildete. Meister Frontignan war ein Mann von dreißig Jahren, mittler Größe und von einnehmendem Wesen. Seine Gesichtszüge zeigten eine seltsame Mischung von Schlauheit, Gutmüthigkeit, Verstand und Lebenslust. Auf den krausen, schwarzen Locken saß ihm keck der aufgekrämpte spitze Filzhut mit wallendem Federbusch; das kurze bis an's Knie reichende blaue Oberkleid hatt' er mit einer breiten Purpurschärpe gegürtet und zierlich im Arm hielt er die treue Mandore. Nun schaut' er heiter um sich, grüßte mit Anstand die Versammlung und begann mit einigen Accorden auf seinem Instrument zu präludiren; dann erhob er die wohlklingende kräftige Stimme und sang:

„Wenn der Frühling ist erschienen,
Wenn der Wald sich grünend streckt
Und den Mandelbaum der Bienen
Und der Blüthen Schwarm bedeckt,
Zieht ber Sänger durch die Auen
Mit der Zither in der Hand,
Wie der Vogel nach den blauen
Fernen, so ihm wohlbekannt."

„Wo er kommt, ist Festtag worden,
Jung und Alt drängt sich hervor,
Lauscht des Liedes süßen Worten,
Das mit Wonne füllt das Ohr.
Jedes Herz schlägt ihm entgegen,
Der die Herzen froh bewegt,
Jede Lippe ruft ihm Segen,
Der die Freud' im Munde trägt."

„Jeder bringet seine Gabe
Gern dem Freudenbringer dar,
Mägdlein und der Greis am Stabe
Spenden Wein ihm perlenklar,
Und er dankt aus vollem Herzen,
Trinkt die Liebe mit dem Wein,
Wandert unter Sang und Scherzen
Wieder fort im Morgenschein!"

Die letzten Accorde des Liedes waren noch nicht verhallt, als ein ungestümes Bravorufen und Freudejauchzen schon von allen Seiten erscholl. Hüte und Baretts flogen in die Höhe und blanke Münzen in die Tasche des Jongleurs. Einige der Nächststehenden drückten ihm dankbar die Hand, andere drohten ihn mit ihren Umarmungen zu ersticken; denn das feurige Südländervolk war schwärmerisch in der Verehrung seiner Sänger. Frontignan nahm die Huldigungen wohlgefällig auf und spielte noch einige lustige Canzonetten, bevor er die finstre Benedictinerstraße wieder verließ.

„Nun wird es doch wohl Zeit sein, daß wir wieder anfangen zu hämmern," begann der Altgeselle Peirol

zu seinen Kameraden, und jeder eilte vom Bogenfenster zur Arbeit zurück. „Aber wo ist denn Ademar hingekommen?“ fragte sich umsehend Olivier. — „Ademar!“ „Ademar!“ rief der Altgesell; keine Antwort. —

Zweite Schilderung.

Wanderbilder.

Wie der Schmetterling schwebt aus der Puppe Sarg,
Welche lang und streng den geflügelten barg,
So flieget der Genius, sprengend die Ringe,
Zur Freiheit hinaus mit entfalteter Schwinge!

Tiefer, als den übrigen gewöhnlichen Burschen, war dem sinnigen Ademar des Spielmanns Lied in's Herz gedrungen; den Funken der Sehnsucht, der längst im Innern geglimmt, hatte es zur hellaufschlagenden Flamme angefacht und den schlummernden Entschluß zur plötzlichen Entscheidung geweckt. Während die Andern starr auf den Sänger gafften, war Ademar unbemerkt in sein Kämmerlein geschlüpft, hatte die Werktagskleidung mit seinem besten sonntäglichen Putz vertauscht, die blanke Zither umgehangen, und durch eine Hinter-

pforte den heimlichen Weg auf die Straße gefunden, an deren Ende er den herabkommenden Frontignan erwartete. Ruhig ließ er den Jongleur mit dem begleitenden Volkshaufen an sich vorüberziehn, und folgte ihm dann von fern nach seiner Wohnung. Mehre Straßen und Plätze waren durchschritten worden, als endlich Frontignan vor dem Gasthofe zum goldnen Falken unweit des Narbonner Thores Halt machte. Der Volkshaufen hatte sich allmählig bis auf einige Dreißig verloren, die noch den Abschiedsgruß des Spielmannes empfangen wollten. Frontignan ging in den Gasthof hinein, und trat nach einiger Zeit wieder in Reisekleidung vom Wirth begleitet heraus, nahm hierauf von letzterem und der versammelten Menge freundlichen Abschied, und schritt rüstig zum Narbonner Thore hinaus.

„Halt, Meister Frontignan, halt,“ rief plötzlich eine frische jugendliche Stimme, und Ademar, der dem Jongleur im vollen Lauf gefolgt war, trat ihm muthig in den Weg.

„Was willst du, seltsamer Bursch?“ fragte der Spielmann, den Jüngling mit Verwunderung betrachtend.

„Lieber Herr, ich bitt' euch, nehmt mich mit, ich kann ohne euch nicht leben,“ antwortete Ademar flehend.

„Und was willst du denn bei mir?“ fuhr jener fort.

„Ich will ein Troubadour werden, und ihr sollt mich dazu machen.“

„Ein Troubadour?“ lachte Frontignan; „hältst du mich denn selbst für einen? Ich bin nur ein Jongleur.“

„Gleichviel, den Unterschied verstehe ich noch nicht so genau, aber ihr spielt so vortrefflich und singt so schöne Lieder, und führt ein so hübsches lustiges Wanderleben, daß ich durchaus euer Schüler werden will.“

„Bursch', du gefällst mir, aber wer bist du, wem gehörst du an?“

„Ich heiße Ademar Rovenac, das übrige sollt ihr alles unterwegs von mir erfahren, aber erst müßt ihr Ja sagen.“

„Verstehst du dich aber auch auf die Musik?“

„Ei freilich,“ erwiederte Ademar, „ich kann die Zither und die Harfe spielen, und weiß manches rührende und drollige Lied zu singen, und meine Stimme sei nicht übel, sagen alle Mädchen in der Nachbarschaft. Sprecht nur ja, ihr werdet gewiß eure Freude an mir haben.“

„Ja, bei Sanct Blasius meinem Schutzpatron, ja, ich will dein Meister sein,“ rief der Jongleur, und reichte dem Jüngling die Hand zum Vertrage.

„Herrlich, prächtig!“ jubelte Ademar einmal über das andere, und tanzte mit hochgehaltener Zither vor dem Spielmann her, wie wir junge Satirisken und trunkne Mänaden vor dem Siegeswagen des Bacchus auf alten Bildwerken sich bewegen sehen.

Eine Zeit lang schaute Frontignan dem tollen Trei-

ben lachend zu, dann aber begann er: „Hast du nun ausgetobt? Ich habe dir deinen Willen gethan, jetzt thue mir auch den meinigen und erzähle, was du versprochen. Wer sind deine Eltern, was war deine Bestimmung u. s. w.?

„Ach lieber Meister Frontignan, meine Geschichte fängt gleich sehr traurig an!"

„Traurig? Du siehst mir ja gar nicht traurig aus!"

„Ja seht, ihr fragtet mich nach meinen Eltern, aber damit steht es nun eben schlimm, denn meine arme Mutter ist seit vier Jahren todt und meinen Vater habe ich nie gekannt."

„So, da ist dir wohl der Vater schon gestorben, als du noch ein gedankenloses Wiegenkind warst?"

„Gestorben nun eben nicht, er lebt vielleicht noch, aber ......"

„Nun, aber ...."

„Aber er hat meine Mutter verlassen, noch ehe sie mich gebar."

„Ein sauberes Väterchen, das!" sprach Frontignan mit seinem gewohnten humoristischen Lächeln;" was war er denn, der liebe Mann mit der lauten Stimme der Natur im Busen?"

„Ein vornehmer Herr soll er gewesen sein, so vornehm, daß er deßhalb meine gute Mutter nicht zur Ehefrau genommen hat."

„Der Teufel hole die vornehmen Herrn," fuhr der Marseiller auf, „die sich zu vornehm dünken, ihre

Pflicht zu thun! Aber deine Mutter, was weißt du von der zu erzählen?"

„Meine Mutter," antwortete Ademar, dem eine Thräne in's Auge trat, „war eine schöne blasse Frau, mit blauen Augen, blonden Locken und einem frommen Engelszuge um den Mund, wie ich ihn nur auf unsern schönsten Heiligenbildern gesehen habe. Sie erzählte mir, daß sie früher auf dem Schlosse der Gräfin von Toulouse gedient und daß sie von dieser wie eine Schwester geliebt und behandelt worden. Da ward einst ein großes Tournier und Hoffest angestellt, zu welchem viele Grafen, Barone und Herrn von allen Orten und Enden zusammenkamen. Unter diesen Rittern fand sich einer, dem die Schönheit meiner Mutter wohlgefiel, und er selbst war ein stattlicher junger Mann, der sich auch gar bald in das Herz der armen Leonore stahl. Er gestand ihr seine Liebe, spiegelte ihr kühne Hoffnungen vor, und die Arme ging in die Fallstricke des Verführers. Das Fest war zu Ende und der falsche Ritter brauste mit den Uebrigen zum Thore hinaus, doch Leonore blieb im Elend verlassen zurück. Ihr Zustand gab sie bald dem Gespött des Hofes preis, man verstieß sie aus der Burg und überließ sie ihrem Schicksal. Zum Glück hatte sie zwei wackre Brüder, den Pater Ambrosius, Abt des Benedictinerklosters, und den Meister Raimon Rovenac, den berühmtesten Waffenschmied zu Toulouse. Dieser nahm sie in sein Haus und jener gab ihr Beschäftigung; denn als kunst-

reiche Stickerin bekam sie die kostbaren Altarteppiche, Meßgewänder und was sonst das Kloster der Benedictiner an Gegenständen dieser Art bedurfte, zu fertigen. Oft, wenn sie bei der zierlichen Arbeit saß, sah ich ihre Thränen auf die goldnen Rosen und silbernen Lilien, die sie entstehen ließ, fallen. „Mutter, was fehlt dir?" fragte ich dann mit unschuldiger Besorgniß. Da riß sie mich heftig weinend an die Brust und sprach mit herzzerschneidendem Tone: „Armes Kind, du hast keinen Vater!" — Als ich das Alter von sechs Jahren erreicht hatte, fing schon mein Oheim, der Abt an, sich mit mir zu beschäftigen. Er lehrte mich lesen und schreiben und ich zeigte mich in beiden fleißig und anstellig. Später ging es auch an das Latein und Pater Ambrosius hatte in der That nicht übel Lust, mich zu seinem Stande vorzubereiten, doch da legte der Oheim Waffenschmied ein Machtwort drein. Aus dem Jungen wird sein Lebenlang kein guter Mönch, sprach er zu Bruder und Schwester; glaubt mir nur, es guckt ihm der Schelm aus den kastanienbraunen Augen heraus und in seinem ganzen Wesen ist so etwas Keckes und Weltliches, daß er sich eher in den Waffenrock, als in die Stola schickte. Gebt ihn mir in die Lehre; ich mache einen tüchtigen Waffenschmied aus ihm und dann steht ihm die ganze Welt offen; denn ein Waffenschmied ist die Stütze der Ritterschaft und folglich des ganzen Landes. — Der Onkel Abt und Mutter Leonore wollten sich anfangs nicht darein finden, doch

vereinigte man sich endlich dahin, daß ich Wochentags beim Oheim Raimon in der Werkstatt arbeiten, an Sonn- und Festtagen aber zum Vater Ambrosius in die Schule gehen sollte. So ward ich denn in meinem zwölften Jahre in die löbliche Gilde der Waffenschmiede als Lehrling aufgenommen. Der Umgang mit den blanken Helmen und Harnischen, mit den sauber gearbeiteten Schwertern und Schilden, das Lodern der hohen Flamme auf dem Heerde und der lustige Verkehr mit meinen Kameraden gefiel mir eine Zeit lang ausnehmend wohl. Doch bald fand ich das wiederkehrende Einerlei ermüdend und freute mich immer herzlich auf den Sonntag, den ich im Benedictinerkloster zubringen durfte. Wenn die Lehrstunden beim Oheim Ambrosius vorbei waren, ließ er mich allein in seiner Bibliothek umherwandern und mir zum Lesen auswählen, was mir beliebte. Ach, lieber Meister Frontignan, wenn ihr gesehen hättet, was Pater Ambrosius für schöne Bücher hatte! Mit heiliger Scheu betrachtete ich stets die ehrwürdigen Reihen der Folianten und Quartanten, die zum Theil in reich vergoldeten Sammt- und Corduanbänden prangten und von fein durchbrochenen Silberklammern zusammengehalten wurden. Und wenn ich nun einen Band aufschlug und mir dann gleich der rothgeschriebene Titel mit seinen vielfachen Zierrathen und Schnörkeln entgegenstrahlte, und dann wieder im Texte selbst die Anfangsbuchstaben der Capitel sich als kunstreich gemalte Menschenköpfe, als Thiere

oder Pflanzen darstellten, wie lachte mir da jedesmal das Herz im Leibe, daß ich mich erst eine ganze Weile am Betrachten laben mußte, ehe ich an's Lesen kam. Bald las ich in den alten heiligen Legenden von den frommen Märtyrern unsers Glaubens und erfreute mich an ihren Wunderthaten und ihrem frommen liebevollen Walten; bald nahm ich einen Band von den Heldensagen aus den Zeiten des Königs Arthus oder Kaiser Carls des Großen vor und begeisterte mich für Roland und Olivier, Percival und Lanzelot; bald ergötzte ich mich an den buntfarbigen Mährchen der Amadiße und an den abenteuerlichen Ritter- und Liebesgeschichten vom treuen Tristan und der schönen Isolde oder von Floris und Blancaflor. Besonders aber zogen mich immer die Liedersammlungen unsrer Troubadours an. Seht, Frontignan, wenn ich so eine schöne Canzone von Guillem von Poitiers, oder von Marcabrun, oder von Bernart von Ventadour las, da schlug mir das Herz hoch im Busen, ein wonniges Entzücken ging mir durch die Seele und eine innere Stimme rief mir laut zu: Streb' auch du, ein ächter Troubadour zu werden, und du wirst es werden! Da versuchte ich selbst ein Liedchen nach einer bekannten Melodie zu dichten, und es glückte; und nun lernte ich auch in meinen Feierstunden das Zither- und Harfenspiel und die heitere Kunst des Gesanges, und alle Welt meinte, daß mir alles gut geriethe. Wenn ich nun mit dem Hammer das glühende Eisen auf dem Amboß bearbeitete, da führte

ich meine Schläge nach dem Takte meiner lieben Verse, und wenn ich mit dem Grabstichel Figuren in Stahl und Silber grub, da tanzten vor meinen Augen die luftigen Bilder aus meinen dichterischen Träumen."

„So hatte ich mein fünfzehntes Jahr erreicht, als meine Mutter, von welcher der stille Gram nie gewichen war, plötzlich gefährlich erkrankte und ihr Ende herannahen fühlte. Als ich eines Abends zu ihr in's Zimmer trat, saß sie aufrecht im Bett, in der Hand eine goldne Kette haltend und redete mich also an: Ademar, lieber Sohn, ich werde bald von dir scheiden müssen; schon öffnet sich mir die Pforte des Himmels und ich sehe die hohe Himmelskönigin von namenloser Glorie umleuchtet, wie sie die Arme nach mir gnadenvoll ausbreitet. Auch für dich wird sie Sorge tragen, verkündigt sie mir, und so sterb' ich mit ruhiger Heiterkeit. Nimm hier diese goldne Kette und trage sie stets auf der Brust. Sie ist das einzige Pfand, was mir von deinem Vater geblieben ist; vielleicht erkennt er dich einst daran wieder. — Ich fiel auf die Kniee und empfing betend die letzte Gabe der mütterlichen Hand. Sie küßte mich noch einmal auf die Stirn, sank dann auf ihr Lager zurück und ihr Engel hatte sie emporgehoben."

„Laß doch die Kette sehen!" sprach Frantignan neugierig; Ademar knöpfte Wamms und Hemd auf und Frontignan schaute den Goldschmuck, der glänzend auf der weißen Jünglingsbrust ruhte.

„Ei sieh doch, Ademar, ein recht sauber gearbeitetes Kettlein, und wie gut sich die Sonne macht, die daran herabhängt! Was steht denn da in der Mitte der Strahlenscheibe geschrieben? Dem Tapfersten der Dank der Schönsten! Das ist sicherlich eine Turnierkette, die sich dein zärtlicher Vater irgendwo als guter Lanzenstecher verdient hat. Ein Ritter von echtem Schlage ist er ohne Zweifel; denn sonst hätte er diese Kette nicht erhalten können. Hat dir denn Leonore seinen Namen nicht genannt?"

„Nein," antwortete Ademar, „den hat sie selbst nie erfahren. Der Ritter hat ihr zwar sein angebliches Stammgeschlecht genannt, doch hat es sich später ausgewiesen, daß kein Ritter dieses Namens dem damaligen Turnier in Toulouse beigewohnt hat."

„Da sieht man's," lachte Frontignan hämisch, „was diese Ehrenmänner für einen wunderlichen Begriff von Ehre haben; lügen, betrügen, ausspüren, verführen, das reimt sich alles in ihrem Ehrencodex. Schlage dir den Rittervater aus dem Kopf, Ademar; das Gold seines Kettlein's ist echter, als sein Rittersinn. Aber fahre in deiner Erzählung fort, guter Junge."

„Drei Jahre nach dem Tode meiner Mutter ward ich vom Oheim Raimon zum Gesellen erklärt, doch machte mir meine Lossprechung wenig Freude. Immer drückender ward mir das Leben in der engen Werkstatt, und immer höher stieg die Sehnsucht nach dem freien

Sängerleben. Da kamt ihr nach Toulouse, Meister Frontignan, und ließet euern Gesang vor unsern Fenstern ertönen. Wie ein Blitzstrahl zündete jedes Wort das Feuer in meiner Brust, und Hammer und Zange wurden weggeworfen, und die Zither dafür an die Seite gehangen, und ich eilte euch nach, mich euerm Dienste zu weihn."

Frontignan, der dem Jüngling aufmerksam zugehört hatte, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sprach: „Ich danke dir für deinen Bericht, lieber Ademar; ja wir wollen zusammenbleiben, aber einen Troubadour kann und will ich nicht aus dir machen. Werd' ein wackrer Jongleur, wie ich, das ist das Rechte!"

„Wie unterscheidet sich aber denn nun der Jongleur eigentlich vom Troubadour?" fragte Ademar. „Ich habe in meinen Büchern gefunden, daß man auch die Troubadours häufig mit dem Namen der Jongleurs belegt."

„Nun sieh, Ademar, die Sache ist ganz einfach. Wir alle, die wir die schöne Sprache von Oc reden, waren von jeher ein fröhliches, sangliebendes Volk; denn ein heiterer Himmel, feuriger Wein und schöne feurige Frauen stimmen das Herz zum leichten Wonnerausch, aus welchem das Lied entspringt. Aus unserm Volke selbst sind die alten Lieder hervorgegangen, und von jeher hat es Leute gegeben, die sie mit wohltönender Stimme absangen; man nannte sie Jongleurs oder Spielleute. Nun sind aber seit hundert Jahren

aus dem Stande der Grafen und Barone vornehme Dichter aufgetreten, welche künstlich dichteten, um damit Ruhm zu erwerben. Ihnen folgten andere aus dem ärmern Adel und aus dem Bürgerthum, die ebenfalls künstlich dichteten, aber um des Lohnes willen. Sie nennen sich Troubadours oder Erfinder, weil sie meinen, daß sie in ihren Gedichten neue Gedanken und Bilder schaffen, womit es eben nicht so weit her ist. Diese Troubadours nun halten sich an den Höfen unserer Fürsten und Grafen auf, wo sie Hofdichter heißen. Ein solcher Hofdichter feiert aus Leibeskräften die Größe, Tapferkeit und Freigebigkeit seines Herrn und die Schönheit und Huld seiner Gebieterin. Er erklärt die hohe Frau für die Dame seines Herzens, er stellt sich verliebt in sie, ohne es zu sein, alles bloß um ein glanzvolles bequemes Leben zu führen. Nun frag' ich dich, Ademar, ob solch' ein Mensch ein wahrer Dichter sei und ob dir solch' ein Leben ehrenvoll und wünschenswerth scheint? Da sind wir Jongleurs ganz andere Leute! Wir leben in und mit dem Volke, wir spielen die Lieder, die das Volk versteht, weil sie ihm angehören, und wählen von den Gesängen der Kunstdichter bloß solche aus, die natürlich und jedem wohlgefällig sind. Wir beugen uns unter kein Herrenjoch, sondern schweifen frei im Land umher, wie die Vögel in der Luft, und bleiben nur da, wo es uns behagt. Bisweilen schließen wir uns auch wohl an einen Troubadour an und ziehen eine Zeitlang mit ihm herum.

Glaube aber ja nicht, daß wir ihm dienen, nein, wir helfen ihm, wir sind die Gefährten seines Ruhms oder, besser gesagt, wir tragen ihn zum Ruhm empor, denn der Troubadour kann ohne uns nicht bestehn."

„Wie meint ihr das, Meister Frontignan?" fragte Ademar verwundert.

„Weil wir seine Lieder spielen und singen," antwortete mit Stolz der Jongleur, „weil wir durch die Macht unsrer Töne erst seinem Gedicht das wahre Leben einhauchen, wodurch es fähig wird, in das Herz der Zuhörer zu dringen. Denn was sind bloße trockne Worte ohne den Zauber der göttlichen Musik!"

„Wie nun aber, warf Ademar ein, wenn der Troubadour selbst zugleich Musiker wäre, dann brauchte er ja den Jongleur überhaupt nicht?"

„Es giebt wohl manche Dichter, erwiederte Frontignan verächtlich, die ihre Lieder selbst absingen oder abspielen; aber es ist auch ein erbärmliches Gekrächze und Gekratze, wobei die Hofhunde heulen und die Katzen miauen möchten. Glaube mir Ademar, die Natur ist nicht verschwenderisch mit ihren Geschenken. Wem sie die Gabe der Dichtung verliehen, dem hat sie die Kunst des Gesanges und Spieles versagt, und umgekehrt."

„Das will mir doch nicht recht einleuchten," sprach der Jüngling kopfschüttelnd; erlaubt mir, Meister, daß ich euch etwas vortrage."

„Nun so laß hören, was du kannst," entgegnete

der Jongleur, und setzte sich mit Amts= und Kennermiene auf einen am Pfade liegenden Feldstein. Ademar stimmte seine Zither, stellte sich mit leichtem Anstand vor den Marseiller hin, und sang:

„Ich wollt' ich wär' ein Vögelein
Mit Flügeln angethan,
Dann flög' ich an das Kämmerlein
Von Liebchen leicht hinan,
Und trillerte süß und trillerte viel,
So lang' es der süßesten Holden gefiel!"

„Und wenn das Fenster offen ständ',
Im Husch wär' ich hinein,
Und küßt' ihr Lippen, Wang' und Händ'
Und ihre Aeugelein,
Und trillerte süß und trillerte viel,
So lang' es der süßesten Holden gefiel!"

„Doch brächte sie den Käfig her
Zu meinem Standquartier,
Dann blieb' ich nicht das Vög'lein mehr,
Als Mann ständ' ich vor ihr,
Und spräche: Gefangener will ich wohl sein,
Doch müssen wir beide zum Käfig hinein!"

„Bravo, Bursche, bravo," rief der Marseiller, „hast ja eine Stimme hell und frisch wie eine Haidelerche und schlägst Triller wie eine Nachtigall. Das Lied ist aber auch ganz allerliebst gesetzt, so fröhlich und schwebend, daß man einen Vogel vor sich flattern zu sehen glaubt."

„Die Musik ist von mir," frohlockte Ademar.

„Hör', aus dir kann einmal ein großer Jongleur werden!" antwortete Frontignan, indem er ihm die Hand mit Wichtigkeit auf das Haupt legte.

„Nun, und die Worte des Liedes, fragte Ademar, was sagt ihr zu diesen?"

„Es ist ein recht hübsches drolliges Canzonettchen, was mir noch gar nicht bekannt war."

„Die Worte sind auch von mir!" rief Ademar händeklatschend.

„Von dir," fiel Frontignan verdrüßlich ein, von dir? Hm, wenn ich es mir genau überlege, so ist doch eigentlich nichts an dem Gedichte. Es ist eine fade Spielerei, in der kein Kern und Saft ist; auch sind die Verse voller Härten und Unebenheiten. Bursch, ich sage dir, laß mir das Dichten sein und werd' ein wackrer Spielmann, dazu hat dich das Schicksal bestimmt."

Ademar lachte schelmisch vor sich hin und schlenderte schweigend neben dem Meister fort. — Da öffnete sich den Wanderern ein hoher schattiger Wald, der sie in seine erfrischende Kühlung aufnahm. „Hier wollen wir Mittag halten," sprach Frontignan, indem er sich auf dem weichen, duftigen Moose unter einen schönen Eichenbaum lagerte und die mitgenommenen Mundvorräthe mit seinem neuen Reisegefährten theilte. „Es lebe die edle Jonglerie!" rief der Spielmann, indem er aus einem, mit dunkelrothem Garonnewein gefüllten Becher trank und die andere Hälfte dem Jüngling hin-

reichte. „Es leben alle echten Künstler!“ entgegnete Ademar, das Glas hinunterstürzend. „Aber seht doch, Meister, wie hübsch das aussieht!“ begann er plötzlich, indem er nach dem Gipfel des Baumes aufschaute.

„Was denn?“ fragte Frontignan.

„Das Eichhorn da oben, was so possirlich auf dem Zweige sitzt und auch sein Mittagsmahl verzehrt, wie wir, und mit den muntern blitzenden Augen so neckend auf uns herabschaut, als wollt' es sagen: Fangt mich einmal, wenn ihr könnt! Nun fliegt es von Ast zu Ast, von Wipfel zu Wipfel, heisa, wer so mitkönnte!“

„Nun, was ist denn da weiter Besonderes, du Narr?“ antwortete Frontignan lachend, indem er seine Sachen zusammenpackte; „das kannst du hundertmal in jedem Walde sehn.“

„Dir mag' es wohl gleichgültig und alt sein,“ fuhr der Schüler fort, „der du stets in Gottes freier Natur lebst, nicht aber mir, der in der engen dunklen Werkstatt gefangen saß, wo er nichts sah als Eisen und Kupfer, nichts hörte, als Hammerschläge und Feilengeraspel. Und hier die zahllosen herrlichen Bäume mit den grünen Laubendächern, und die tausend lustigen Vögelstimmen, und die schwirrenden Käfer und prachtvollbunten Schmetterlinge, die sich auf den blauen und purpurnen Blumenkelchen wiegen, — das Herz möchte mir springen vor Seligkeit!“

„Das wird sich geben, wenn du dich acht Tage lang müde gegangen hast," sprach der Jongleur mit prosaischer Kälte. „Ich für meine Person wollte, wir wären schon im bequemen Nachtlager zu Villefranche, doch bis dahin sind noch fünf gute Wegstunden."

„Ach wenn es doch zehn Stunden wären," rief Ademar, die Welt ist ja so schön, daß man nicht satt wird, sich darin umzuschauen." Und er tanzte flink voraus, indem er sich rechts und links Blumen zum Strauß auf den Hut pflückte.

Eben schritten die Wanderer über eine große Waldwiese, auf welcher ein Trupp astumkrönter Hirsche sichtbar wurde, die klug und verständig mit den hellen Augen nach allen Seiten umherblickten, plötzlich aber mit einem gellenden Tone wieder in's Dickicht zurücksprangen. Pferdegetrappel und Wiehern erschallte von der gegenüberliegenden Waldseite, und stattlich zog eine Schaar von sechs Rittern mit ihren Knappen und Reisigen über den grünen Wiesenteppich. Golden spielten die Strahlen der Mittagssonne auf den blanken Helmen und Harnischen, und achtunggebietend saßen die hohen Männergestalten auf den schönen reichgeschirrten Rossen, die schnaubend das stählerne Gebiß mit weißem Schaum bedeckten. — Der Zug begegnete unsern Pilgern, die Platz machend den Wiesenpfad räumten und sich seitwärts auf den Rasen hinstellten.

„Meister, wie prächtig sie sind!" rief Ademar mit Entzücken.

„Ei, Gott grüß' euch, Meister Frontignan!" rief einer der Ritter, dem ein dunkelblauer Federbusch vom Helm wehte, „wo kommt ihr hierher und wohin wollt ihr?"

„Sanct Georg sei mit euch, edler Ritter Perdigon," antwortete der Jongleur mit unbefangener Höflichkeit, „ich komme von Toulouse und will nach meiner Vaterstadt Marseille."

„Geht für's erste nach Narbonne, wohin wir alle reiten. Vizgräfin Ermengarde giebt in diesen Tagen ein großes Hoffest, wobei viele Troubadours und Jongleurs sich einfinden sollen; da wird es für euch zu thun geben."

„Ich dank' euch für den Wink, Herr Ritter," sagte der Spielmann, „ich will mir ihn in der That zu Nutz machen."

„Gott befohlen, Frontignan," rief der Ritter mit leichtem Handgruß und jagte den Uebrigen nach.

„Also nach Narbonne wollen wir?" fragte Ademar neugierig.

„Ja, und es wird dir dort wohlgefallen, denk' ich."

„Ach lieber Meister, es muß doch etwas Herrliches sein, wenn man so hoch zu Roß durch die Welt reiten und mit Lanz' und Schwert tapfer für Recht und Freiheit kämpfen, und damit Glanz und Ruhm erwerben und den Dank der Damen sich verdienen kann! Meister, ich möchte wohl auch einmal ein Ritter werden!"

„Nun seh' ein Mensch den Burschen an!" entgegnete der Marseiller ihn mit großen Augen messend; „erst will er ein Troubadour werden und nun läßt er sich's gar einfallen, zum Ritter hinaufsteigen zu wollen."

„Ich meine," fiel Ademar mit edlem Stolz ein, „daß sich beides sehr gut vereinigt; Rittermuth und Dichterfeuer machen den ächten Troubadour. Frontignan, nehmt mir's nicht übel, aber ihr habt vorhin ein schlechtes Bild von den Troubadours entworfen. Leute, wie ihr sie schildert, mag es wohl auch unter ihnen geben, aber die Mehrzahl ist gewiß edel und groß, wie ihre Lieder."

„Zieh' nur ein Jahr mit mir im Lande und an den Höfen umher, du Narr," sprach der Jongleur, „und du wirst schon die Menschen erkennen, wie sie sind, und nicht, wie du sie träumst."

„Der Weg verließ den Wald und stieg einen Berg hinan, auf dessen Gipfel eine Kapelle mit einem wunderthätigen Madonnenbilde thronte. Während unsere Wanderer den steilen Pfad zwischen dunkelgrünem Kaperngesträuch und rosig blühendem Cistusgebüsch hinaufklommen, hörten sie frommen Pilgergesang erschallen, und als sie an der Kapelle standen, erblickten sie eine Wallfahrt von mehren hundert Landleuten, die von der andern Seite des Berges nach demselben Ziel hinaufstrebten. Voran zogen zwei rothwangige Knaben, die violetten goldgestickten Paniere des Kirchspiels

tragend; ihnen folgte eine lange Reihe schöner, mit Bändern und Kränzen geschmückter Mädchen, dann unter seidenem Baldachin ein ehrwürdiger Priestergreis, dann Jünglinge, Männer und Frauen im langen bunten Zuge. Als die Prozession auf dem Gipfel angelangt war, schloß sie einen Halbkreis vor der Kapelle und alles sank betend auf die Knie nieder, während der Priester selbst, von einigen Aeltesten der Kapelle begleitet, sich in das Innere des Heiligthums begab. Ademar, vom Feuer der Andacht ergriffen, kniete ebenfalls stillbetend am Eingang, und Frontignan, der wenig dabei dachte, ahmte seinem Beispiel unwillkührlich nach. Durch die offne Pforte sahen sie den vom Sonnenschein beleuchteten Altar und das über ihm schwebende Madonnenbild, welches freundlich nach der frommen Menge hinzublicken schien. Der heraustretende Priester sprach den Segen über die Versammlung, die sich darauf im schattigen Walde lagerte. Meister und Schüler aber stiegen rasch den Berg hinab, ihre Reise weiter fortsetzend.

„Der Onkel Abt hat dich gewiß das Beten recht ordentlich gelehrt?" redete Frontignan den Jüngling an, der nichts Arges in der Frage ahnend, feurig antwortete: „O Frontignan, das brauchte mich Pater Ambrosius nicht zu lehren. Mich trieb das Herz dazu; denn mir ist nie wohler zu Muth, als wenn ich, der keinen Vater auf Erden hat, zum guten Vater im Himmel mich erhebe. Dann erscheint mir Alles wieder

im neuen schönern Glanz und in der Brust regt sich noch einmal so lebendig die Lust zum Liede, das mir nie besser geräth."

Frontignan hatte einen Scherz auf den Lippen, doch hielt ihn eine gewisse Scheu zurück, die fromme Begeisterung Ademars zu stören.

Rasch förderten beide ihre Schritte durch junge Saatfelder und grüne Olivenhaine, als abermals Musik von fern erscholl. Diesesmal aber war es keine Prozession von Wallfahrern, sondern ein Hochzeitzug, der sich der benachbarten Dorfkirche zu bewegte. Braut und Bräutigam waren ein bildhübsches junges Pärchen, das in zärtliches Geplauder versunken, nur für sich selbst Augen und Ohren hatte.

„Meister," sprach Ademar zum Jongleur, „welche Seligkeit muß doch darin liegen, so zu lieben und geliebt zu werden? Werd' ich wohl auch einst so glücklich sein?"

„An diesem hohen Glücke wird es dir nicht fehlen, drolliger Kauz," antwortete Frontignan lachend, „das ist eher zu erlangen, als die Lorbeerkrone des Troubadours oder die goldenen Sporen des Ritters."

„Ohne Liebe giebt es keinen Troubadour und keinen Ritter," rief Ademar mit Begeisterung; „wißt ihr wohl, was Bernart von Ventadour singt?"

„Gar wenig taugt mir ein Gesang,
Wo nicht der Klang vom Herzen dringt,

Und nicht vom Herzen dringt der Klang,
Wenn das nicht reine Liebe hegt;
Weßwegen mir mein Sieg gelingt,
Denn nur auf Lieb' hab' ich verwandt
Mund, Herz und Augen und Verstand!"

„Eben weil die Verliebten ihren ganzen Verstand auf die Liebe verwenden, haben wir auch soviel verrückte Dichter," erwiederte Frontignan spöttelnd.

Unter diesen Gesprächen waren beide an den ersten Häusern von Villefranche angelangt, das sich freundlich aus einem Kranze von Kastanienbäumen hervorhob. Vor dem Gasthofe, wo Frontignan einzukehren beschloß, war muntres Treiben und Bewegung. Junge Mädchen und Bursche belustigten sich mit Ballspiel, Männer und Frauen saßen ringsumher gruppirt beim weingefüllten Becher und heitern Gespräch, lebhaft dazu mit den Armen und Händen gesticulirend und mit dem Mienenspiel den Wechsel der Rede begleitend, wie es der Südländer Art ist.

„Jongleurs! Jongleurs!" schrie alles freudig auf, als unsere Pilger sich nahten. „Willkommen, liebe Herrn, tausendmal willkommen, ihr müßt heut bei uns bleiben, ja ihr müßt, riefen mehre zugleich. Laßt uns ein Lied hören, wie wir's gern mögen, so etwas von unsern guten alten einfachen Weisen, die jeder leicht versteht."

Höre, Ademar," sprach Frontignan, „kennst du wohl das alte Volkslied, was sich anfängt: „Der Kö-

nig ist ein großer Mann," so könnten wir es zusammen singen."

„O ja, Meister, erwiederte lustig der Schüler, wir wollen nur erst die Mandoren zusammen stimmen." — Bald waren die Saiten in Ordnung und der Gesang begann:

„Der König ist ein großer Mann,
Doch bin ich auch nicht klein;
Er trinkt, so viel er trinken kann,
Aus goldnem Becher Wein;
Ich trink' aus einem schlechten Glas,
Doch trink' ich fröhlich, merkt euch das!

Der König wohnt im großen Schloß,
Sitzt auf dem Thron allein,
Und reitet stolz auf hohem Roß
Durch Fluren und durch Hain;
Mich deckt ein schlechtes Dach von Stroh,
Doch leb' ich, merkt's euch, immer froh!

Der König schmückt die Königin
Mit sammtenem Gewand,
Und reicht ihr goldne Spangen hin
Und Ringe für die Hand;
Mich hält mein Weib im nackten Arm,
Doch lieb' ich, merkt's euch, froh und warm!"

„Bravo, es leben die Jongleurs," rief es von allen Seiten, und ein noch tollerer Jubel, als am Morgen in Toulouse, erfüllte die Luft. Jeder bot den Fremden

seinen Becher an, man stritt sich um die Ehre, wer sie bewirthen sollte. Nachdem die Gäste sich beim lustigen Mahl erquickt hatten, traten einige junge Burschen auf Frontignan mit den Worten zu: „Hört, lieber Meister, ihr könntet uns noch eine große Freude machen; wir sehn, daß ihr außer eurer Zither noch eine Geige an der Seite tragt; wolltet ihr uns wohl eine Moreska spielen, damit wir beim Lampenschimmer noch einen fröhlichen Tanz halten mögen?“

Frontignan griff sogleich nach Geige und Bogen, und spielte die wilde aufregende Musik der Moreska, eines von den Mauren eingeführten Rundtanzes. Wie von magischen Händen geleitet, ordneten sich schnell die Paare und der Reigen begann. Bald suchten sich Jünglinge und Jungfrauen, bald flohen sie einander wieder, um sich dann liebevoller auf's neue zu begegnen; Blicke, Gebehrden, die sehnsüchtig ausgebreiteten Arme, alles kündigte die glühendste Leidenschaft an. Endlich stürmte alles in wildverschlungenen Figuren durch einander, die Tänzer umarmten die geliebten Tänzerinnen, und schwangen sich in raschbeflügelten Wirbeln mit ihnen im Kreise umher.

Ademar, der das Geigenspiel nicht verstand, sah müßig und mit trunkenen Blicken auf das sinnverwirrende Getümmel. Da nahte sich ihm plötzlich eine feurige Brünette, und mit den Worten: „Könnt ihr nicht spielen, so müßt ihr tanzen!“ riß sie ihn rasch mit sich fort, mitten in den Reigen hinein. Ademar wußte nicht,

wie ihm geschah, doch war ihm die Moreska nicht unbekannt, und er glänzte bald vor allen übrigen Tänzern durch seine blühende Gestalt und die Anmuth seiner Bewegungen.

Die Sterne leuchteten hell am Himmel, als unsere Wanderer sich zur Ruhe begaben. Ademar sank wie berauscht auf sein Lager; die Bilder des inhaltreichen Tages drehten sich unaufhörlich vor seiner Seele, wie die wirbelnden Paare in der Moreska. —

Dritte Schilderung.

Die Troubadourschenke.

Wollt das Leben ihr verstehn,
Müßt ihr frisch in's Aug' ihm sehn;
Thut nicht mit der Wahrheit blöde,
Echte Kunst ist keine Spröde.

„Erwache, Ademar, erwache," rief Frontignan dem noch in süßen Morgenträumen ruhenden Jüngling zu, „die Sonne steigt schon über die Berge hinauf und wir haben noch sechs Meilen bis Carcassonne."

Rasch warf sich der Schüler in seine Kleider, hing die Zither um den Hals und folgte dem Meister hinaus in die frische Morgenluft. Sanft spielte der Westwind mit den rosig blühenden Zweigen der Mandelbäume, und Droßelgesang und Finkenschlag tönten aus allen Hecken und Gebüschen.

Ohne weitere Abenteuer langten die Wanderer am Abend in Carcassonne an, das sich malerisch am Abhang eines Berges ausbreitete, auf dessen Gipfel die alte

Burg mit ihren runden Thürmen und hohen Giebeldächern thronte. — Mehre Straßen waren bereits durchschritten worden, als die Reisenden vor einem stattlichen Gasthause Halt machten, über dessen Pforte eine große silberne Harfe als Schild prangte.

„Grüß euch Gott, Herr Frontignan," rief der vor dem Hause stehende wohlbeleibte Wirth unserm Jongleur entgegen, „tretet nur bei mir ein, ihr findet gute Gesellschaft da oben. Ihr wollt gewiß auch zum glänzenden Hoffest, das Gräfin Ermengarde in Narbonne geben wird?"

„Das will ich allerdings, Gevatter Jacque. Habt ihr schon viel Gäste gehabt?"

„Der heilige Dionysius sei gelobt! Es ist ein Drängen und Treiben von Rittern, schönen Burgfrauen, Troubadours und Jongleurs, daß man seine Lust daran hat. Dafür giebt es aber auch keine zweite silberne Harfe und keinen zweiten Jacque Tonnelier in Carcassonne."

„Sind diesen Abend auch Spielleute hier?"

„Geht nur herauf in den großen blauen Saal, da findet ihr die Troubadours Guillem von Peirol und Rambaut von Vacqueiras, Gaucelm Faidit mit seiner Donna Guilielma, den Troubadour Raimon Vidal mit seinem Jongleur Bayona, den Prior von Montaudon mit seinem Spielmann Filhol, und Herrn Guiraut von

Borneil *) mit seinen zwei Jongleurs Sancho und Gomez."

„Troubadours, lieber Meister, Troubadours werden wir finden", rief Ademar im vollen Entzücken; „o wie mir das Herz vor Freude klopft!"

„So laß uns hinaufgehn," antwortete Frontignan, und beide stiegen die Treppe hinan.

In einer großen Schenkstube, an deren Wänden einige halberblaßte Ritter- und Heiligenbilder hingen, und in deren Ecken hohe alterthümliche Schränke mit Flaschen, Gläsern, Tellern und ähnlichem Geräthe standen, saßen um einen breiten, länglich runden Tisch die genannten Personen in froher Behaglichkeit vor ihren vollen Bechern und Schüsseln.

Gaucelm Faidit war ein lustiger Gesell mit glühend rothem Weingesicht und genial liederlichem Ausdruck, dessen Corpulenz den Schlemmer von Profession sogleich verrieth. Er trug ein gelbes Wamms mit blauen Schlizzen, scharlachrothe Pluderhosen und tressenbesetzte Halbstiefeln. Ihm zur Seite saß sein muntres Weibchen Donna Guilielma Monja, die ihm zugleich als Jongleur bei Begleitung seiner Lieder diente. Guilielma war zwar nicht von so gewaltigem Umfange wie ihr poetischer Gatte, doch zeigten ihre wohlgenährten Formen, daß sie die Freuden der Tafel gleichfalls nicht verschmähte,

*) Die genannten Troubadours sind sämmtlich historische Portraits.

und aus den blitzenden Schwarzaugen und dem ganzen auffordernden Mienenspiel sprach ein Etwas, welches sie zum Gegensatz einer Klosterjungfrau zu eignen schien. Die dunkeln Ringellocken hingen ziemlich unordentlich um das volle frische Gesichtchen, und ein kurzes grünes, mit Bändern und Schnüren phantastisch verziertes Gewand war nicht sehr besorgt, die Reize des schönen Busens und Nackens zu verhüllen. Sie war im lebhaften Gespräch mit ihrem Nachbar, dem Troubadour Vidal begriffen, der die Schöne mit dem linken Arm umschlungen hielt, ohne daß der Eheherr im mindesten scheel gesehen hätte.

Raimon Vidal war ein schlanker hagerer Mann mit einem jener seltsamen Gesichter, aus denen man bei der ersten Bekanntschaft durchaus nichts Klares herauslesen kann, weil zu viel Widersprechendes darauf geschrieben steht. Betrachtete man das regelrechte Oval dieses Kopfs, die hohe gewölbte Stirn, die kühne Adlernase, die feurig geistvollen Augen, so war man geneigt, ihn für eine edle verständige Persönlichkeit zu halten. Folgte man aber dann wieder den seltsam possenhaften Verzerrungen seiner Gesichtsmuskeln, dem Windmühlenspiel seiner Arme und Hände, dem Getrampel der Füße und besonders den prahlerischen Kreuz- und Querflügen seiner Rede, so kam man wieder in große Versuchung, ihn für einen angehenden Narren zu halten. Dazu kam nun noch ein halbritterliches, halb seiltänzerartiges Costüm, ein Barett mit einem Busch von bunten Federn, der

flott auf die Schultern hinabwallte, ein leichter Schuppenküraß, der über einen bunten Tänzerrock gezogen war, und ein großes Schlachtschwert, das wunderlich mit den zierlichen spanischen Unterkleidern, den feinen Strümpfen und netten Schleifenschuhen contrastirte.

Diesen drei Personen gegenüber saßen der Troubadour Guiraut von Borneil, der Mönch von Montaudon und die ritterlichen Sänger Peirol und Vacqueiras. Meister Guiraut war ein schlagendes Gegenstück zu Vidal. Der Ernst seiner Züge, der tiefe sinnige Blick seiner großen blauen Augen, die Blässe seiner Wangen, das Ruhige in der Haltung und die Besonnenheit in der Rede, alles war im vollkommensten Einklang und ließ den edeln Dichter nicht verkennen, welchen Zeitgenossen und Nachkommen den Meister der Troubadours genannt haben. Sein Anzug war durchgängig schwarz und paßte gut zu seinem ganzen Wesen; nur das Schwert hing ihm an breiter himmelblauer Schärpe von der Schulter herab, und die weißen Reiherfedern des Baretts hielt eine Agraffe von kostbarem Edelgestein.

Weniger würdevoll, doch sehr eigenthümlich, war dagegen wieder die Erscheinung des Priors von Montaudon, der ebenfalls die Troubadourkunst betrieb, und den wir bald aus dem folgenden Gespräch näher kennen lernen werden. Hätte er auch nicht die braune Kutte seines Ordens beibehalten, so war doch aus diesem freundlichen Vollmondsgesicht mit listig frommen Luchsaugen, aus diesen schwappernden Hängebacken und lü-

sternem Munde, aus dieser fleischigen Doppelkehle, so wie aus der runden Fülle des Leibes der behagliche Klosterbruder auf den ersten Blick zu erkennen. Neben dem Mönch saßen die Troubadours Rambaut von Vacqueiras und Guillem von Peirol, zwei edle kriegerische Gestalten, welche durch Haltung und Kleidung ihre ritterliche Abkunft verriethen. Den untern Theil der Tafel nahmen die Jongleurs ein, die fast sämmtlich das Gepräge gewöhnlicher Musikanten und Lustigmacher trugen. Sie hatten nichts von jener freien Selbstständigkeit, nichts von jener witzigen Laune und feinen Klugheit, die unsern Marseiller auszeichnete; als Diener sich fühlend und betragend, plauderten sie bloß unter einander mit derben Späßen, und bekämpften dabei eine vor ihnen stehende gewaltige Hammelkeule.

„Willkommen, Frontignan, herzlich willkommen!" riefen mehre Troubadours dem Eintretenden entgegen; denn er war allenthalben als ein wackerer und beliebter Künstler geachtet, der tüchtig auf eignen Füßen stand.

„Ich dank' euch, edle Herrn," antwortete der Jongleur mit höflicher Verbeugung. „Könntet ihr wohl mir und meinem Schüler noch ein Plätzchen an der Tafel gönnen?"

„Ei, das versteht sich," erwiderte Guiraut und der Abt, „kommt, setzt euch zwischen uns, wir können alle etwas zusammenrücken."

„Seht da, Frontignan," rief der Troubadour Vi-

dal, „was habt ihr euch denn da für einen hübschen Begleiter beigelegt?“

„Es ist euer Landsmann, er ist von Toulouse gebürtig, wie ihr,“ sagte der Jongleur. „Bisher stand er als Gesell in der Werkstatt seines Oheims, des Waffenschmied's Raimon Rovenac; aber das lustige Wanderleben der Sänger und Spielleute gefiel dem Burschen besser, als Hammer und Amboß, und so ist er mir denn nachgelaufen, als ich gestern früh die Stadt verließ. Ein Troubadour will er werden, das hat er sich durchaus in den Kopf gesetzt, ist es nicht so, Ademar?“

„Ihr sagt die Wahrheit,“ entgegnete der Jüngling, indem er die Augen bescheiden niederschlug.

„Bravo, Ademar, bravo,“ begann Vidal, „gerade wie du hab' ich es auch einst gemacht. Mein Vater, der Kürschner Vidal, wollte mich auch zu einem Pelzklopfer stempeln; aber ich fühlte das edle Blut des Ritters und Dichters in meinen Adern rollen; ich verließ den Staub der Werkstatt und schwang mich mit Adlerflügeln zu der Höhe, die mir gebührte. Nun bin ich beides, Ritter und Troubadour, hochgeachtet vom Ebro bis zur Rhone, der Besieger der Männer und Frauen, jener im Kampf und Turnier, dieser im feurigen Liebeshandel.“

„Könnt ihr den Mund nicht noch voller nehmen, Don Vidal?“ fragte der dicke Gaucelm lachend. „Ihr ein Ritter, ha, ha, ha, wer hat euch denn dazu geschlagen?“

„Der König von Aragon, mein allergnädigster Gönner und Herr, dem ich in dreißig Schlachten zur Seite gefochten und wohl mehr als zehnmal das Leben gerettet habe. Wenn ich bewaffnet zu Pferde sitze, so zertrete und zermalme ich alles, was mir im Wege steht; hundert Ritter hab' ich ganz allein getödtet und hundert andern die Rüstung abgenommen."

„Heute seid ihr wieder einmal im guten Zuge," fuhr Gaucelm fort, indem er mit seinem Messer auf eine vor ihm stehende Capaunpastete eindrang.

„Freilich, wenn ich stets nur an Essen und Trinken gedacht hätte, wie ihr," erwiderte Vidal mit einem spöttischen Blick auf jenen, „so würde ich weder bei Fürsten noch Frauen so viel Glück gemacht haben; euch freilich wäre es nie gelungen, das Herz der schönen Vizgräfin Adelasia von Marseille zu gewinnen."

„Warum bliebt ihr denn nicht in Marseille, wenn ihr dort so großes Glück machtet?" fragte Gaucelm.

„Um durch die Sehnsucht nach dem Entfernten die Flamme der Liebe doppelt anzufachen."

„Sagt lieber, weil man euch überdrüßig war. Ich kenne die vornehmen Damen, Freund Vidal. Sie hören es gern, wenn ein berühmter Troubadour das Lob ihrer Schönheit singt und sie als die Einzigen über alle andre ihres Geschlechts erhebt, es schmeichelt ihrer Eitelkeit, wenn ein gefeierter Sänger sich als Sclav' an ihren Triumphwagen fesseln läßt; doch den armen Teufel selber lieben — das fällt ihnen nicht

ein. Da lob' ich mir meine Guilielma, sie ist meines Standes und meint es ehrlich mit mir, und darum hab' ich sie zur Gefährtin meines Künstlerlebens gemacht."

„Ja, das bin ich, mein theurer Gaucelm," declamirte das muntere Persönchen und küßte zärtlich den breiten Mund des Ehegatten.

„Er hat sie aus einem lustigen Hause zu Montpellier geholt, weil sie gut spielt und singt," flüsterte Peirol unserm Frontignan zu; „beide sind einander werth, das könnt' ihr glauben."

„Aber, hört doch, Gaucelm," begann der Troubadour Vacqueiras, „was sagt denn die schöne Guilielma zu euren vielen Liebschaften, die ihr in euern Liedern besingt?"

„Meine Guilielma ist viel zu verständig, sich darüber zu grämen," entgegnete Gaucelm, „wir wissen beide, was zu unserm Handwerk gehört. Noch neulich, als wir auf dem Schlosse des Vizgrafen von Aubusson einige Monate verlebten, habe ich mich dem Herkommen gemäß in die schöne Vizgräfin verliebt gestellt und ihr manche rührende Canzone gewidmet, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich etwas davon gehabt habe!"

„Das glaub' ich dir ungeschworen, du Weinfaß!" rief der hagere Vidal.

„Stichelt doch nicht immer so auf die dicken Leute," fiel der Prior von Montaudon ein, welcher mit Gau-

celm gemeinschaftlich die colossale Pastete bestürmte; warum soll man sich ärgern, wenn uns die edle Gottesgabe anschlägt? Der himmlische Funken der Poesie wohnt eben so gut in großen, wie in kleinen, in dicken, wie in magern Leuten. Das spirituelle Wesen ist etwas ganz Verschiedenes von diesem irdischen Leichnam, ist so zu sagen nur der Prüfung und Läuterung halber mit ihm verbunden. Die Welt mit ihren sündlichen Lockungen klammert sich an den Leib und strebt ihn zur Hölle herabzuziehen, aber die Seele soll dem angebornen Zuge zum Himmel folgen, und ihre Kraft im Kampfe mit der irdischen Verderbniß stählen."

„Wohl gepredigt, Herr Prior," entgegnete Vidal; „aber dieser Kampf bleibt immer ein bedenkliches, gefahrvolles Ding, und deßhalb hättet ihr besser gethan, in eurem Kloster zu Montaudon das geistliche Regiment fortzuführen, statt euch als Troubadour in der sündlichen Welt umherzutreiben."

„Es steht geschrieben," fuhr der Mönch im salbungsvollen Flusse fort: „Ein jeglicher soll mit seinem Pfunde wuchern, und keiner soll sein Licht unter den Scheffel stellen, sondern es leuchten lassen vor der Welt. Wenn mir nun der Himmel die edle Gabe der Dichtkunst verliehen, warum soll ich sie nicht gebrauchen zum Nutz und Frommen der Kirche? Was mir die Reichen schenken, fließt in die Kasse meines armen Klosters."

„Wenn ihr," begann Guiraut von Borneil mit

ernstem Tone, eure Harfe nur zu gottesfürchtigen Psalmen gebrauchtet, wie König David, so möchte dawider nichts einzuwenden sein; daß ihr aber an allen Höfen und Burgen lockere Canzonen von Liebe und Wein singt, und euch unter die Schmaus- und Spielgelage der Laien mischt, das will mir doch nicht ganz schicklich scheinen, mit eurer Erlaubniß, Herr Prior."

„Was ich that, erwiederte der Mönch, das that ich mit Genehmigung meines hochwürdigen Obern, des Abts von Orlac, welcher die Lauterkeit meines Herzens und meines Endzwecks kennt. Und wenn ich nun mit den Geißelhieben meiner satyrischen Sirventes die Zeitgenossen zur Selbsterkenntniß wecke, thue ich dann nicht ein gottgefälliges Werk? Erlaube ich mir nun auch bisweilen in den Ton von euch Laien einzustimmen und nach eurer Art die irdischen Genüsse zu preisen, was thue ich Arges daran? Steht denn nicht geschrieben: Der Wein erfreut des Menschen Herz, und: seid fröhlich mit den Fröhlichen?"

„Habt Recht, wackrer Prior," sprach Gaucelm, indem er ihm den vollen Becher zum Anstoßen über den Tisch hinreichte, „auf euer Wohl! Laßt mir ihn ein andres Mal in Ruhe, Vidal, und ihr, Guiraut, mit euerm langweiligen Moralisiren, sonst habt ihr es mit mir zu thun."

„Keinen Streit, meine Brüder," rief begütigend der Mönch; „wir sind alle auf der nämlichen Reise zu gleichem Zwecke begriffen. Stoßt denn ringsherum

an, Troubadours und Jongleurs: Auf glückliche Verrichtung in Narbonne! Es lebe Vizgräfin Ermengarde!"

„Es lebe die hohe Frau von Narbonne!" schrieen alle stürmisch durcheinander und stürzten die feurigen Wellen hinab.

„Ja, sagte Vidal, wenn es nicht noch solche edle Gönner des Gesanges in unsern occitanischen Landen gäbe, wie die Vizgräfin Ermengarde, wie den Delphin von Auvergne, den Prinzen von Orange, den Vizgrafen von Marseille und noch einige andere, unsere heitere Kunst müßte schmachvoll untergehn. Doch die leuchten allen andern mit erhabenem Beispiel der Großmuth und Freigebigkeit voran, und da schämt sich dann das übrige Barons- und Rittervolk, sich gar zu lumpig gegen uns zu benehmen, sie müssen liberal sein, par honneur!"

„Darum will ich auch die Freigebigen bis zum Himmel erheben in feurigen Canzonen, so lange mir noch ein Vers gelingt, rief Gaucelm, will sie vertheidigen in scharfen Rügeliedern, wenn man sie angreift, und ihren Tod dereinst beklagen im schwärmerischen Klaggesang, wenn sie auch sonst nicht viel Großes gethan haben. Denn wer mir gut lohnt, der hat mich!"

„Schämt euch, Faidit," fiel ihm Guiraut mit Eifer in's Wort: „schämt euch, daß ihr die edle Troubadourkunst durch eure gemeine Sinnesart herabwürdigt. Ihr bekennt ohne Scheu, daß ihr nur nach

niedrigem Erwerbe strebt, daß ihr die heiligen Gefühle der Liebe bloß erheuchelt, daß euch Treue, Freundschaft, Biederkeit, Waffenruhm, kurz alles, was den Dichter entflammt und begeistert, blos leere Wortschälle sind."

„Ihr habt gut reden, erwiederte Gaucelm, ihr habt euer Korn in die Scheune gebracht, das Glück ist euch auf den Fersen nachgelaufen und hat euch zum reichen Mann gemacht. Doch unser einer, dem das Messer oft an der Kehle steht, darf aus andern Tonarten pfeifen. Hab' ich nicht Recht, Peirol, und ihr Vacqueiras? Seid ihr nicht Ritterssöhne und habt ihr nicht aus Armuth das Sängerhandwerk ergreifen müssen, um euern Unterhalt dabei zu finden?"

„Schweigt, Faidit," antwortete Peirol, „die Armuth kann zum Dienen, doch nie zur Niedrigkeit zwingen und die Ehre der Kunst muß auch dem ärmsten Troubadour immer höher stehen, als euer schmutziger Gewinn."

„Wir freuen uns der Huld der Großen und Reichen," setzte Rambaut von Vacqueiras hinzu, „doch wir machen sie nicht zum Ziel unserer Kunst. Verachtung sei dem Dichter, dem das Dichten nicht aus dem Herzen kommt! Der Jongleur mag fremde Lieder für Geld spielen und den Erwerb vor allem achten; der Troubadour aber, dem der Dichtung Quell aus dem schöpferischen Busen rauscht, lebt nur für Ehr' und Ruhm."

„Nichts für ungut, Don Vacqueiras,“ begann Frontignan mit Empfindlichkeit, „aber in meiner Gegenwart muß ich bitten, die Jongleurs mit jeder Anzüglichkeit zu verschonen; ich gehöre auch dem Stande an und rühme mich dessen. Der Troubadour, der nicht selbst zu singen und spielen versteht, kann eines Jongleurs nicht entbehren; ein tüchtiger Spielmann aber kann auch allein fortkommen.“

„Nun, nun, euch hab' ich gar nicht damit gemeint, entgegnete Rambaut begütigend. Ihr seid ein Künstler, wie es wenige giebt, ein Liebling des Volks, wie der Großen.“

„Und jetzt vollends, da er sich einen so schmucken Gehülfen erkoren hat, wird er erst rechtes Glück bei den hohen Damen machen, setzte der Prior hinzu.“

„Ein allerliebstes Bübchen,“ sagte Guilielma halblaut zu ihrem dicken Eheherrn, „der wird gewiß mancher Burgfrau und manchem Fräulein den Kopf verdrehen; meinst du nicht, Gaucelmchen?“

„Freilich, freilich,“ lallte der Weinselige, der schon auf seinem Sessel hin und her schwankte, „ihr Weiber habt immer eine große Disposition zum Drehen und Schwindeln.“

„Mein Sohn,“ sprach der Prior, mit komischem Pathos zu Ademar sich wendend; „ich sehe auf deinem Antlitz gute Zeichen glänzen, denn ich verstehe die Geheimnisse der Physiognomie so wie die Schlangenlinien der Hand zu deuten. Strebe fest deinem vorge-

steckten Ziele nach, und die astralischen Mächte werden dir Wort halten. Ja, Freunde, ich sag' euch, dieser Jüngling wird der Unsrigen einer! Auf denn, trinkt auf das Wohl des künftigen Troubadours und tauft ihn mit dem Feuer der Rebe!"

Bei diesen Worten erhob sich die ganze Versammlung, mit Ausnahme Frontignans, und jeder stieß mit Ademar an, leerte seinen Becher und endete damit, die letzten Tropfen dem Jüngling auf das Haupt zu gießen.

„Ihr macht mir den Jungen ganz verrückt, mit euren Possen, sagte der Marseiller, komm Ademar, wir wollen schlafen gehn, damit wir morgen zeitig nach Narbonne aufbrechen können."

„Ihr reist mit uns zusammen," riefen Vidal und Guiraut zugleich, wir lassen euch nicht allein ziehn."

„Wie soll ich neben euern Rossen und Maulthieren fortkommen?" antwortete Frontignan, „wir gehen bescheiden zu Fuß."

„Nein, ihr sollt nicht," schrie Vidal, „wir führen noch zwei leere Saumthiere mit dem Gepäck bei uns; das vertheilen wir auf die übrigen, und so könnt ihr auch reiten."

„Topp, wir nehmen es an," entgegnete einschlagend der Jongleur, und verließ mit seinem Schüler die lärmende Tafelrunde.

Vierte Schilderung.

Ermengarde, die Dichtersonne.

Steig' auf im alten Glanz, Narbonne,
Und zeig' uns deiner Feste Pracht,
Vor allem sie, die Dichtersonne,
Die Hoheit mit der Schönheit Macht!
Laßt tönen vor der Herrin Throne,
Ihr Troubadours, zum Zitherklang
Die zärtlich liebende Canzone,
Sirventes und Tenzonensang!

Es war ein lustig abenteuerliches Schauspiel, das unsere Sängergesellschaft auf ihrer Cavalcade nach Narbonne darbot. Den Zug eröffnete der hagere Vidal auf einem braun und weiß gefleckten Schecken; ihm zur Seite ritt Gaucelm auf einem hohen knochig gebauten Blässenfuchs, der mit prosaischer Gelassenheit unter seiner poetischen Last forttrabte; es folgten Donna Guilielma, mit einem gewaltigen Federhut geschmückt, auf einem vor Alter weiß gewordenen Apfelschimmel

und der Prior von Montaudon auf einem gut genährten Maulthiere, sodann die Ritter Peirol und Vacqueiras, beide auf schönen Rappen mit saubern Satteln und Gezäumen, und Guiraut von Borneil auf einer herrlichen Isabelle mit noch prächtigerm Geschirr als seine Nebenmänner; unmittelbar hinter diesen ritten Frontignan und Ademar auf den ihnen geliehenen Maulthieren; den Beschluß endlich machten die übrigen Jongleurs auf schlechten Kleppern, an welchen Zithern, Geigen, Hörner, Trompeten und Pauken im bunten Gemisch herumhingen.

Schon war die Abenddämmerung eingebrochen, als man auf den Höhen anlangte, welche das schöne Narbonne amphitheatralisch umschlossen. Die Caravane machte einige Augenblicke Halt.

„Wo werden wir denn einkehren?" fragte der Prior von Montaudon seine Gefährten.

„Wir wenden uns an unsern Collegen, Peire Rogier, den Hofdichter Ermengardens, der mein guter Freund ist," antwortete Vidal, „der wird schon Rath schaffen."

„Wir kennen ihn auch," sagten Vacqueiras und Peirol, er ist gut und gefällig und steht bei der Vizgräfin in hohen Gnaden. Wir lassen ihn nicht los, er muß uns alle im Schlosse einquartieren.

„So laßt uns ohne Zeitverlust vorwärts reiten, sprach der Prior, „denn ich bin todtmüde und verspüre einen gewaltigen Hunger nach dem schlechten

Mittagsmahle, das wir in dem elenden Dorfe Brissac eingenommen haben."

„Vorwärts!" schrie die lustige Gesellschaft und defilirte die Straße in's Thal hinab.

Hell flimmerten vom Kerzen- und Lampenlicht die Fenster der vizgräflichen Burg zu Narbonne, als unsere Reisenden über die Zugbrücke zum Hauptthore ritten, an welchem zwei Hellebardiere Wache hielten. Die Parole „Troubadours und Jongleurs" verschaffte ihnen sogleich Einlaß und sie befanden sich nun in dem großen Schloßhofe, dessen vier Flügel mit ihren runden Eckthürmen ein schönes Viereck bildeten. Eine in dreifacher Reihe aufgefahrne Wagenburg ließ auf die Unzahl der angekommenen Fremden schließen und stimmte den Muth unserer poetischen Abenteurer um ein Bedeutendes herab. Pagen und Lakaien von allen Farben trieben sich auf dem granitnen Pflaster umher, wechselten flüchtig einige Worte und schlüpften behende bald da, bald dorthin in eine der vielen Pforten und Thürchen hinein.

„Halt, Don Sancho," rief plötzlich Vidal mit einer Donnerstimme, als eben ein behaglicher Kellermeister, dem ein Bursche mit einem wohlbesetzten Flaschenkorbe folgte, an ihm vorüber wackeln wollte.

„Was steht zu Diensten, Don Cavaliere?" fragte der Offiziant.

„Kennt ihr mich nicht mehr?" antwortete Vidal

vom Pferde springend, indem er ihm freundlich die Hand reichte.

„Ach, beim Himmel, ihr Don Vidal! Seid schön willkommen in Narbonne.“

„Dank' euch, doch jetzt sagt mir vor allen Dingen, wo ich den Don Peire Rogier, den Hofdichter der Vizgräfin finde?“

„Eben gehe ich zu ihm, er speist im Gartenflügel mit den fremden Herrn Troubadours, die zu unserm Feste gekommen sind.“

„So führt mich hin,“ erwiderte Vidal.

„Wir gehen auch mit,“ riefen absteigend Vacqueiras und Peirol, „erwartet uns einstweilen hier, ihr Uebrigen, bis wir euch weitere Nachricht bringen.

Dem Kellermeister folgend gelangten die drei Troubadours in einen hellbeleuchteten Gartensaal, wo an reichbesetzter Tafel zwölf Personen im muntern Gespräch begriffen waren. Den Vorsitz führte Don Peire Rogier, ein zierlich gekleideter Mann von angenehmen Aeußern, welcher feine Hofsitte mit einem tiefen Gemüth und großer Bescheidenheit verband. An seiner Gebieterin, die sein Künstlertalent hochschätzte und ihn durch ihr Vertrauen ehrte, hing er mit schwärmerischer Leidenschaft. Doch wollten gut unterrichtete Personen wissen, daß die hohe Frau, die es trefflich verstand, alle ihre Umgebungen in den gehörigen Schranken zu halten, sich nicht mit gleicher Zärtlichkeit zum Sänger hinneige. Sie war und blieb seit Jahren gegen ihn

die huldvolle Freundin, aber doch immer die gnädige Vizgräfin, welcher der schüchterne Dichter seine Flamme nie mit klaren Worten zu gestehen wagte.

Als er die Eintretenden erblickte, ging er ihnen sogleich freundlich entgegen und ließ sie in seiner Nähe Platz nehmen. Als er aber vernahm, welche zahlreiche Gefährtschaft noch auf dem Hofe harre, ward er anfangs verlegen, rief aber bald gutmüthig aus: „Laßt sie alle hereinkommen; es soll nicht heißen, daß Senhora Ermengarde den edeln Troubadours ihre Burg verschließe. Eng' werdet ihr zwar wohnen, doch Obdach sollt ihr alle finden." Fröhlich eilte Vidal davon und kehrte bald darauf mit der ganzen Caravane in den Saal zurück. Während auf Rogiers Befehl eine zweite Tafel gedeckt wurde, bildeten sich einzelne begrüßende Gruppen zwischen den neuen Ankömmlingen und den ältern Gästen.

„Ah, sieh da, Gaucelm, seid ihr auch hier?" begann Ritter Savaric von Mauleon, ein wohlhabender Feudatar, welcher die Troubadourkunst als Dilettant betrieb. „Ihr kommt mir gerade gelegen, um morgen der dritte in einer Tenzone zu sein, die ich und mein Freund Uc von Baccalaria mit euch vor der Vizgräfin auskämpfen werden. Kommt in jenen Winkel, damit wir das Nähere zusammen besprechen.

Ademar konnte sich vor Entzücken kaum fassen, als er unter den Anwesenden die gefeierten Sänger Bernart von Ventadour, Pons von Caydueil, Arnaut

von Marueil und andere kennen lernte, deren Lieder seine Jugend oft mit Begeisterung erfüllt hatten. Es schien ihm, als sei er schon in das Paradies versetzt und wandle unter den seligen Geistern der großen Dichter aller Zeiten.

Das fröhliche Mahl, bei welchem es sich besonders Gaucelm und der Prior sehr wohl sein ließen, verlängerte sich bis tief in die Nacht, wo Rogier die Versammlung mit folgenden Worten entließ: „Troubadours und Jongleurs, morgen findet der erste poetische Wettkampf in Gegenwart meiner erlauchten Gebieterin statt. Seid alle hiermit eingeladen, euch um eilf Uhr Vormittags im großen Audienzsaal einzustellen!"

Alles erhob sich, Lakaien mit Wachsfackeln in den Händen traten vor und führten die Gäste die breiten Treppen hinauf über lange Corridors in die ihnen bestimmten Gemächer.

Ademar, der mit Frontignan und noch zwei andern Jongleurs in einem Dachstübchen hausen mußte, konnte kaum vor Ungeduld den nächsten Morgen erwarten. Frontignan hatte mit ihm einige provenzalische Volkslieder eingeübt, die er nach Beendigung des Wettstreits vorzutragen gedachte. Mit den ersten Sonnenstrahlen eilte der Schüler hinab in den Schloßgarten, um seine Tonstücke nochmals durchzusingen. Alles glänzte im goldnen Schimmer der Morgenbeleuchtung, die weißblühenden Myrthen und die rosenblumigen Oleanderbäume, die silberblättrigen Oliven und

die dunkelgrünen Cypressen; aus tausend Kelchen von Hyacinthen, Narcissen und andern Zierblumen strömten süße Wohlgerüche durch die weiche Luft und wurden vom sanften Westwind da und dorthin getragen. Angelockt vom tactmäßigen Geplätscher eines Springbrunnens, gelangte Ademar auf einen stillen Rundplatz, wo ihn eine Jasminlaube zum Beginn seiner musikalischen Studien einlud. Eben hatte er die ersten Strophen gesungen, als er ein leichtes Geräusch in seiner Nähe vernahm und bald zwei weibliche Gestalten aus dem Gebüsch an den Rand des Wasserspiegels hervortreten sah. Die ältere von beiden, eine hochgewachsene imposante Schönheit von fünf bis sechs und zwanzig Jahren zeigte in ihrem Antlitz eine zarte Vereinigung von Würde, Milde und Anmuth, doch war eine solche Ruhe in ihren Zügen und ein so gemessener Anstand in ihrer ganzen Haltung, daß man ihr leidenschaftliche Zuneigung und Gluth der Empfindung kaum zutrauen konnte. Die jüngere Begleiterin war eine muntere kleine Südländerin in erster Jugendfrische, welche der ältern mit kindlicher Ehrfurcht und dienendem Gehorsam zu begegnen schien.

„Wer bist du, Jüngling?“ redete die Majestätische den Staunenden an.

Ademar, der die Herrscherin in ihr ahnte, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und nannte seinen Namen und Stand.

„Werde ich dich auch heute spielen hören?" fuhr sie freundlich fort.

Ademar bejahte, daß sein Lehrer Frontignan um diese Gunst bei ihr bitten werde.

„Sie sei euch beiden gewährt," erwiderte die Gräfin mit gnädigem Blick und schritt langsam mit ihrem Hoffräulein die Pappelallee zum Schlosse hinab.

Ademar folgte ihr mit unverwandten Blicken, bis der letzte Streifen ihres weißen Morgengewandes ihm entschwunden war. Mit doppeltem Eifer übte er nun seine Lieder ein, denn es galt ja vor ihr, der hohen Gütigen, Ruhm und Ehre zu erwerben.

Die verhängnißvolle Stunde schlug, und Ritter und Edelfrauen, Troubadours und Jongleurs begaben sich auf den bestimmten Kampfplatz. Im Hintergrunde eines großartigen, gothisch gewölbten Saals war auf einer drei Stufen hohen Estrade ein Thron für die Vizgräfin errichtet und daneben purpurne Armsessel für die fremden fürstlichen Gäste aufgestellt. Zu beiden Seiten des Saales liefen niedrigere Estraden hin, auf denen sich doppelte Reihen von Plätzen für die zuschauenden Damen und Herrn befanden; dem Throne gegenüber endlich waren die Sitze der Troubadours und Spielmänner.

Plötzlich erklang von einer Tribüne herab eine Fanfare von Trompeten und Pauken, die Annäherung der Herrin verkündigend, und herein schritt der feierliche Zug der Marschälle und sämmtlichen Hofbeamten und in

ihrer Mitte die hohe Ermengarde im vollen Glanze ihrer Herrscherwürde. Ein Diadem von strahlenden Saphiren umschloß die edle gedankenvolle Stirn und das kastanienbraune Haar, das in reichen Locken den weißen Schwanenhals umwallte; ein Gürtel vom nämlichen Juwel umfing das violette Sammtkleid, welches in weiten Falten an den schlanken Formen hinabfloß. Der Herrscherin folgten der Delphin von Auvergne, der Prinz von Orange, die Grafen von Toulouse und Foix, sowie mehre andre Große, welche als Gönner der heitern Kunst bekannt waren. Ermengarde, die seit dem frühen Tode ihres Gemahls die Regierung über die Grafschaft Narbonne allein führte, stand bei allen Höfen des südlichen Frankreichs in großem Ansehn. Sie gehörte zu jenen seltnen Frauen, die zu Regentinnen geboren sind und die das schwere Amt zugleich mit der Weisheit, Kraft und Umsicht des stärkeren Geschlechts und mit der Anmuth und Milde des ihrigen zu verwalten verstehn.

Die Fanfare schwieg, als Ermengarde unter dem Thronhimmel angelangt war. Huldvoll grüßend trat sie an den Rand der Estrade und redete die versammelten Dichter mit folgenden Worten an: „Seid mir willkommen, edle Troubadours, die ihr auf unsern Ruf aus allen Gauen des occitanischen Landes herbeigeeilt seid, um unser heitres Fest zu verschönen. Denn unvollkommen fürwahr wäre jedes Fest, welchem der Zauber der ernsten und fröhlichen Lieder fehlte. Die Dichter sind es, welche den Glanz der Fürsten verklären, welche den Ruhm der

Helden lebendiger strahlen und das Glück der Liebenden lieblicher blühen lassen. Daher haben wir euch von jeher geschätzt und euch unsere Gunst gewährt; darum wünschen wir auch heut, daß ihr das Ohr unserer Gäste, wie das unsrige durch die Töne eurer Zithern erfreuen möget. Damit jedoch auch im freien Spiele der Kunst das schöne Gesetz der Ordnung walte, so laßt zuerst in Canzonen euch vernehmen, es folge das Sirventes und es schließe die streitlustige Tenzone."

Die Rednerin schwieg, und ein feuriges Lebehoch erscholl ihr aus dem Munde aller Troubadours. — Nun erhoben die Marschälle ihre Stäbe und tiefes Schweigen verbreitete sich durch alle Räume des Saals.

Da nahte sich Uc Brünet, ein junger schöner Troubadour, bescheiden der Estrade des Thrones, verbeugte sich gegen die Vizgräfin, that einige Griffe in seine Mandore und sang*):

„Die Liebe trifft uns leicht mit ihrer Lanze,
Sie ist ein Geist und treibt ein feines Spiel;
Man sieht sie einzig in der Einbildung,
Von Aug' in Auge geht ihr süßer Sprung,
Vom Aug' ins Herz, vom Herzen in's Gefühl.
So überwältigt und besiegt sie alle,
Die sie erkoren, ihrem Zweck zu dienen,
Doch um so größre Leiden schafft sie ihnen,

*) Altes Troubadourlied, übersetzt von Professor Friedrich Diez, in dessen Poesie der Troubadours, (Zwickau bei Schuhmann 1826) S. 139.

Da sie verlangt, daß uns ihr Schmerz gefalle,
Und für ihr Unrecht fodert unsern Dank
Und Demuth heischt bei ihrem stolzen Ton;
Denn gegen sie hilft Drohung nicht, noch Hohn,
Nein, Dienen, Flehn und Treue sonder Wank!"

Mancher holde Blick winkte dem Dichter Beifall, als er sich auf seinen Platz zurückzog. Ihm folgte mit raschen Schritten der berühmte Sänger Bernart von Ventadour. Eine freudige Bewegung durchflog die Reihen der Zuhörer, als er das große schwärmerische Auge aufschlug und die Töne klingen ließ *):

„Es ist kein Wunder, wenn mit mir
Kein Sänger sich vergleichen kann,
Denn Liebe zieht mich mächt'ger an
Und weit ergebner bin ich ihr,
Und Leib und Geist, Herz und Verstand,
Und Muth und Kraft sind ihr geschenkt;
So ganz bin ich ihr zugelenkt,
Daß mir kein andres Ziel bekannt.

„Todt ist der Mensch, dem der Genuß
Der Liebe nicht das Herz beseelt;
Ein Leben, dem die Liebe fehlt,
Gereicht der Welt nur zum Verdruß.
Nie sei ich Gott so sehr verhaßt,
Daß er mir länger Frist verleiht,
Wenn ich mit Liebe mich entzweit
Und aller Welt nur bin zur Last!"

*) Troubadourlied, entlehnt aus Diez, Leben und Werke der Troubadours, (Zwickau bei Schuhmann, 1829) S. 38 f.

„Ich liebe sie, der Frauen Zier,
Und hab' es redlich stets gemeint;
Mein Busen seufzt, mein Auge weint,
Denn ach, nur zu lieb ist sie mir!
Und ist das nicht der Liebe Kunst?
Sie schloß mich in den Kerker ein,
Und nur die Gunst kann mich befrei'n,
Doch find ich nicht die kleinste Gunst."

„Schau ich sie an, man merkt's geschwind
An Auge, Farb' und Angesicht,
Ich fasse mich vor Schrecken nicht
Und zittre, wie das Blatt im Wind.
Ich bin nicht wie ein Kind so klug,
So sehr nahm mich die Liebe ein,
Wohl sollte sie auch gnädig sein
Dem Mann, den solche Liebe schlug."

„Gar sanft mit lauter Süßigkeit
Wirkt diese Liebe auf mein Herz';
Tag's sterb' ich hundertmal vor Schmerz
Und lebe auf vor Fröhlichkeit.
Mein Weh ist eine süße Pein,
Mit dem kein fremdes Glück sich mißt,
Und wenn Weh so süß schon ist,
Wie süß wird dann mein Glück erst sein!"

Ein rauschender Beifall ertönte von allen Seiten dem sieggewohnten Sänger; doch keineswegs hierdurch eingeschüchtert, trat Vidal, den wir aus dem Wirthshause zu Carcassonne kennen, dreist hervor, befahl sei-

nem Jongleur zu spielen und sang dazu mit lustigen Gebehrden *):

„Aus der Luft saug' ich Entzücken,
Die mein Land Provence sendet,
Alles freut mich, was es spendet,
Ja ich höre mit Entzücken,
Was man Gutes von ihm spricht,
Frage und ermüde nicht,
So kann mich sein Lob' erfreuen."

„Solch ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhonestrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein so vergnüglich Leben.
Drum ließ ich in lauter Glück
Froh mein Herz bei ihr zurück,
Die den Trübsinn kann zerstreuen."

„Was ich dicht', und sonst vollbringe,
Ihr verdank' ich's, da sie Kenntniß
Mir verliehen und Verständniß;
Darum bin ich froh und singe,
Und was Schönes mir gelingt,
Selbst was mir das Herz durchdringt,
Dank' ich ihren holden Zügen."

Selbstgefällig blickte Vidal umher, das Beifallklatschen der Zuhörer erwartend, doch mußte er sich dieses Mal mit der getäuschten Erwartung begnügen.

*) Altes Troubadourlied, s. Diez, Leben und Werke der Troubad. S. 163 f.

Glücklicher war sein Nachfolger Arnaut Marueil, der am Hofe des Grafen von Toulouse wohlgelitten war. Das innig fröhliche Liebeslied *), das er vortrug, schien in jeder Brust heitere Gefühle zu erwecken:

„Süß, wenn Lüfte mich umwallen
Im April, eh Mai erwacht,
Drosseln dann und Nachtigallen
Singen durch die heitre Nacht,
Jeder Vogel seine Sprache
Fröhlich spricht, wie's ihm gefällt,
In der Kühle früh am Tage
Seinem Weibchen zugesellt."

„Und da alles seinem Triebe
Folgt, wenn sich das Grün erneut,
Kann auch ich mich einer Liebe
Nicht entziehn, die mich erfreut;
Neigung und Gewöhnung pflegen
Mich der Fröhlichkeit zu weih'n,
Wenn sich süße Lüfte regen,
Neue Kraft der Brust verleih'n."

„Schöner sie, als frische Blüthe,
Weiß, wie Helena nicht war,
Ganz voll Freundlichkeit und Güte,
Zähne blank, die Rede wahr,
Treu ihr Herz und ohne Tücke,
Farbe frisch, die Haare braun;

*) Altprovenzalisches Lied, s. Diez, Leben und Werke der Troubad. S. 124.

Gott, der sie erhob, beglücke
Stets die lieblichste der Frau'n!"

Noch lautern Beifall erwarb sich ein naives Taglied oder Alba, welches der berühmte Meister Guiraut von Borneil im ächt provenzalischen Geiste gedichtet hatte. „Erlaubt, Senhora," begann der Troubadour, zum Throne sich wendend, „daß ich euch ein einfaches Wächterlied vortrage, wie es bei uns in Provence üblich ist. Ich nehme dabei an, daß der Freund, der die nächtliche Zusammenkunft der Liebenden bewacht, seinen Posten am Hofthor verlassen und sich vor das Haus selbst begeben hat, um die Morgendämmerung zu verkündigen; in der letzten Strophe aber antwortet der gewarnte Liebende, der nicht gestört sein will." Ermengarde nickte huldvoll und Guiraut begann *):

„Geliebter Freund, wachst oder schläfst du noch,
Schlaf jetzt nicht mehr, der Morgen stört dich doch;
Ich seh' den Stern schon groß in Osten stehen,
Der uns den Tag bringt, klar ist er zu sehen,
Und gleich erscheint der Morgen."

„Geliebter Freund, ich warne mit Gesang:
Schlaf jetzt nicht mehr, das Vöglein singt schon lang,
Das im Gebüsch sich sehnt nach Tageshelle,
Der Eifersücht'ge, fürcht' ich, kommt zur Stelle,
Und gleich erscheint der Morgen.

„Geliebter Freund, tritt an das Fenster nur,
Betrachte selbst den Schein der Himmelsflur,

*) Altprovenzalische Alba, s. Diez, Leben und Werke der Troubad. S. 141.

Daß ich ein treuer Bote, wirst du sagen,
Doch folgst du nicht, mußt du den Schaden tragen
Und gleich erscheint der Morgen."

„Geliebter Freund, da draußen auf dem Stein
Hast du gebeten, daß ich nicht schlief' ein,
Vielmehr dort wachte, bis es würde tagen;
Jetzt will mein Sang und ich dir nicht behagen,
Und gleich erscheint der Morgen."

„„Lieb' süßer Freund, so selig ruh' ich trau'n,
Ich möchte Tag' und Morgen nimmer schau'n
Im Arm der Schönsten, die ein Weib geboren,
Drum sollen mich die eifersücht'gen Thoren
Nicht kümmern, noch der Morgen!""

Schüchtern nahte sich jetzt dem Thron der geliebten Herrin Don Rogier, der Hofdichter. Nicht andre abwesende Schönen wollt' er feiern, wie die übrigen Troubadours; nein, sie selbst die gegenwärtige war es, an die er die bescheidenen Strophen richtete, die er mit rührender Stimme absang *):

„Mein ist ihr Lächeln und ihr Scherz,
Und thörig wär's, um mehr zu flehn
Und sich nicht ganz beglückt zu sehn.
Es ist kein Trug,
Sie anzuschau'n, ist mir genug;
Im Anschau'n find' ich meinen Lohn,

*) Altprovenzalisch, s. Diez, Leben und Werke der Troub. S. 92.

Kein größres Heil
Wird mir zu Theil,
Doch hab' ich Lust und Ehr' davon,
Und brüste mich, als wär ich reich,
Dem armen Uebermüth'gen gleich."

„Treu, wie das meine, giebts kein Herz,
Nie hab' ich mich vor ihr erklärt,
Noch Gunst und Freundlichkeit begehrt.
Wo sie auch weilt,
Bin ich ihr Freund, der ungetheilt
Sie still und im Geheimen liebt;
Denn nicht bewußt
Ist ihr die Lust,
Das Glück, die Ehr', die sie mir giebt,
Auch sei's dem Neidhardt nicht entdeckt,
Denn lieben will ich ganz versteckt."

Die Vizgräfin, welche wohl wußte, wer in dem Liede gemeint war, konnte ihr Wohlgefallen daran doch nicht ganz verbergen. Leicht erröthend sandte sie dem treuen Rogier einen huldvollen Blick. Bald aber sich wieder zusammennehmend, sprach sie: „Der Canzone ist nun für heute ihr volles Recht geschehen; es komme das Sirventes an die Reihe." Gravitätisch setzte sich der Prior von Montaudon in Positur, legte sein breites volles Gesicht in die ernsten Falten der strafenden Satyre zurecht und sang unter Begleitung seines Jongleurs folgendes Rügenlied *) gegen das Verderbniß der Zeit:

*) Altprovenzalisches Sirventes, s. Diez a. a. O. S. 462.

„Der Große trägt so viel Erbarmen hier
Mit Dürft'gen, wie es Kain mit Abel trug;
Er übertrifft den Wolf an Raubbegier
Und feile Dirnen noch an Lug und Trug.
Bohrt ihn getrost an zwei, drei Stellen an,
Kein wahres Wort entquillt ihm, glaubt daran;
Nein, Lügen nur, wovon das Herz ihm schwillt
Und gleich der Fluth des Bergstroms überquillt!"

„Gar manche Freiherrn kenn ich auf der Welt,
Die falsch sind, wie im Ring ein Stein,
Und wer sie noch für zuverlässig hält,
Der kauft den Wolf für's Schaf geduldig ein.
Ihr Werth und Inhalt kommt nicht in Betracht,
Da sie wie falsche Münzen sind gemacht,
Wo man das Kreuz und rings die Lilien sieht,
Doch schmilzt man sie, daraus kein Silber zieht!"

„Vom Ausgang bis zum Niedergange, wißt,
Wär' mir ein Handel recht, der seltsam klingt;
Ein Goldstück geb' ich dem, der ehrlich ist,
Wenn mir der Schelm nur einen Nagel bringt,
Dem Güt'gen geb' ich eine Mark in Gold,
Wenn mir der Unhold einen Kreuzer zollt,
Und einen Goldberg dem, der Wahrheit liebt,
Wenn mir ein Ei nur jeder Lügner giebt."

„Auf eines Lederspitzchens engen Raum
Schreib' ich der meisten Menschen Redlichkeit,
Ich brauchte nur des Handschuhs halben Daum;
Mit einem Törtchen speist' ich weit und breit
Die Guten ab, der Aufwand wär' gering,
Doch mit den Bösen wär's ein ander Ding;

Da könnte man, ohn' umzublicken schrei'n:
Kommt her und eßt, ihr Edlen groß und klein!"

Manche der anwesenden Ritter und Hofleute blickten, wie getroffen, finster vor sich hin, oder drohten den Mönch mit ihren Blicken zu durchbohren; die meisten aber lachten und klatschten gutmüthig Beifall. Da trat Rambaut von Vacqueiras mit ritterlichem Anstande vor, und verkündigte ein kriegerisches Sirventes *); kräftig hallten die Töne der männlich schönen Stimme, während der daneben stehende Jongleur die Accorde der Zither mit einzelnen Trompetenstößen, wie zum Kampf auffordernd, begleitete:

„Der König, reich an Ruhm und Ehr'
Läßt hoch und hehr
Sein Banner droh'n.
Drum schaut man bald zu Land und Meer
Der Lilien Heer;
Auch freut mich's schon,
Daß Aragon Franzosenbrauch
Erkennt und auch
Der karge katalon'sche Gauch
Die Blumen sieht, die Blumen hoch entsprossen!
Ja hören wird man bald in Aragon
Oil und nenil anstatt des oc und non!"

Und wer gern diese Blumen bricht,
Der kennt noch nicht

---

*) Altprovenzalisches Sirventes, s. Diez, Poesie der Troubadours S. 177. 178.

Der Gärtner Macht,
Die manchen Herrn, der sie verficht
Nach Hüters Pflicht,
In Wehr gebracht.
Drei so gewalt'ge Gärtner drohn,
Daß einer schon
Spricht Barcelona's König Hohn,
Und haben Gott und Glauben zu Genossen,
Und sind sie übern Canego, habt Acht,
Wird Schloß und Haus dem Boden gleichgemacht!"

Schmetternd schien die Trompete zum Angriff zu blasen, und den Ort vergessend, wo sie waren, sprangen die streitlustigen Bannerherrn von ihren Sitzen und legten die Hände an die klirrenden Schwerter. Doch die Marschälle beschwichtigten den Sturm mit erhobenen Stäben und es betraten die Sängerbühne Savaric von Mauleon, Uc de la Baccalaria und Gaucelm Faidit. „Hohe Frau," sprach Savaric zur Vizgräfin gewendet, „vergönnt, daß ich jetzt mit meinen beiden Freunden eine Tenzone*) auskämpfe, die sich auf ein wahres Ereigniß gründet." — Ermengarde winkte beifällig und der Streit begann:

Savaric.

„Gaucelm, drei Liebesspiele, seht,
Hab' ich für euch und Uc erdacht,
Nehmt bei der Wahl euch nur in Acht,

*) Altprovenzalische Tenzone, s. Diez, Leben und Werke der Troub. S. 405—408.

Denn mir gehört, was ihr verschmäht:
Drei Werber setzen ohne Ruh
Der Freundin so mit Bitten zu,
Daß allen sie zugleich mit Kunst
Ein Zeichen spendet ihrer Gunst.
Den einen sieht sie an entzückt,
Den andern Händedruck beglückt,
Des dritten Fuß sie lächelnd drückt.
Nun sagt mir, welchem sie geneigt
Die meiste Lieb' hiermit erzeigt?"

Gaucelm.

Herr Savaric, so wisset nun,
Daß der den schönsten Preis gewinnt,
Auf welchem redlich, treugesinnt
Die lieben holden Augen ruh'n;
Vom Herzen stammt solch' süßer Trieb
Und ist mir hundertmal so lieb.
Beim Händedruck, muß ich gestehn,
Kann ich nicht Gunst noch Ungunst sehn,
Da diese Wonne jederzeit
Die Frau uns beim Empfang verleiht;
Und gleichfalls nicht für Zärtlichkeit
Nehm' ich den Tritt von ihrem Fuß,
Noch halt' ich ihn für Liebesgruß.

Uc.

Gaucelm, ihr sprecht, wie's euch gefällt,
Doch streitet ihr nicht mit Geschick,
Denn keinen Vortheil giebt der Blick
Dem Freund, für den ihr euch gestellt.
Ein Thor ist, wer dem Auge traut,
Da es ihn selbst, wie andre schaut

Und keine Macht sonst offenbart.
Doch drückt den Freund recht süß und zart
Die unverhüllte weiße Hand,
So ist es brünst'ger Liebe Pfand.
Weil Savaric so schön erfand,
So seh' er nun, wie er verficht
Den art'gen Tritt, ich mag es nicht.

Savaric.

Uc, laßt ihr denn das Beste mir,
Gut, so verfecht' ich es hiermit.
Ja, daß sie auf den Fuß ihm tritt,
Bedeutet treue Freundschaft hier,
Verheimlicht vor der Kläffer Neid;
Und da sie ihm mit Munterkeit
Und lächelnd diese Gunst gewährt,
Wird ihm aufricht'ge Lieb' erklärt.
Und wer den Griff der Hand erkor
Als größte Huld, der ist ein Thor,
Und daß Gaucelm den Blick zieht vor,
Begreif ich nicht, da er im Feld
Der Liebe für erprobt sich hält.

Gaucelm.

Herr, wer der Augen Blick kann schmäh'n
Und wen ihr Liebreiz nicht gewinnt,
Der weiß nicht, daß sie Boten sind
Und in des Herzens Dienste stehn.
Verliebten wird vom Aug' entdeckt,
Was Furcht im Herzen hielt versteckt,
Drum bringt's der Liebe vollen Gruß.
Doch eine Frau kann auf den Fuß
Uns neckend treten oft genug,

Ohn' einen ernstlichen Bezug;
Und Uc vertheidigt bloßen Trug,
Denn Händedruck ist gänzlich leer
Und zeigt von Liebe nimmermehr.

U c.

Gaucelm, wie ihr auf Liebe schmält,
Ihr und Herr Savaric, es scheint,
Als wär es nicht im Ernst gemeint.
Doch seht den Blick, den ihr gewählt
Und den ihr als das Beste lobt,
Hat mancher schon als falsch erprobt.
Und ist die Freundin wandelbar,
Preßt sie den Fuß mir auch ein Jahr,
So bleibt das Herz mir doch beschwert;
Doch von der Hand ist es bewährt,
Ihr Druck ist hundertmal mehr werth,
Da Liebe nie Befehl ihr giebt,
Wenn es dem Herzen nicht beliebt."

S a v a r i c.

„Gaucelm und Uc, fürwahr ihr seid
Besiegt in unserm Liederstreit,
Und davon gebe den Bescheid
Sie, welche aller Herz regiert,
Frau Ermengard, die Weisheit ziert."

G a u c e l m.

„Herr, überwunden bin ich nicht,
Das wird sich zeigen vor Gericht,
Drum will ich, daß ihr Urtheil spricht
Frau Ermengarde von Narbonne,
Lichtstrahlend wie die klare Sonne."

U c.

„Gaucelm, den stärksten Satz hab' ich,
Ihr haltet beide mir nicht Stich,
Die Richterin erkläre frei,
Wer Recht hat von den Streitern drei!"

„Edle Troubadours," begann die Vizgräfin, „euer Recht soll euch werden, verlaßt euch darauf. In der Cour d'amour, die ich morgen zur selben Stunde zu halten gedenke, soll eure Streitfrage die erste sein, die der Gerichtshof prüfen und entscheiden wird. Für jetzt sei der heutige poetische Wettkampf mit dieser Tenzone geschlossen. Bevor wir jedoch diesen Saal verlassen möge noch Frontignan, der Jongleur von Marseille nebst seinem Schüler uns durch einige Volkslieder erfreuen."

Frontignan spielte und sang hierauf mit Ademar mehre beliebte provenzalische Weisen, die allgemein wohlgefielen. Am Schluß nahte sich Ademar bescheiden dem Throne der Gebieterin und recitirte, mit einzelnen Accorden der Mandore sich begleitend, folgendes von ihm verfaßte Sonnett:

„Lieblich ist es, wenn erklingen
Läßt sein Lied der Troubadour,
Wenn von holder Damenflur
Blicke lohnend zu ihm dringen;
Schüchtern aus dem Kreis der Barden
Tritt der Jüngling ohne Ruhm
Vor des Thrones Heiligthum,
Das geweiht ist Ermengarden."

„Einen Strahl nur will er saugen
Aus den sonnenhellen Augen,
Deren Glanz die Welt verklärt;
Weiht den Jüngling ein zum Dichter,
Seelenvolle Himmelslichter,
Nur ein Blick sei ihm gewährt!"

Ermengarde, welche für Schmeichelei nicht unempfindlich war, zumal wenn sie aus einem hübschen Munde kam, ließ ihre Augen huldvoll auf dem Jüngling ruhen. „Ademar," sprach sie, „ich danke dir für deine anmuthigen Verse, erbitte dir eine Gnade von unserer Gunst, wir sichern dir ihre Gewährung zu."

„Die höchste Gnade, Senhora," erwiderte mit gesenktem Blick der Jüngling, „habt ihr mir schon erzeigt, indem ihr mir die Bitte meines Sonnetts erfülltet. Ich begehre keine andere."

„Du bist uneigennützig, Ademar," sagte die Vizgräfin, „auch das gefällt mir. Doch merke wohl auf das, was ich dir jetzt verspreche. Solltest du je meiner Hülfe und meines Schutzes bedürfen, so komm zu mir, Ermengarde wird dir beistehen." Mit diesen Worten stieg sie die Stufen der Estrade hinab und reichte dem Grafen von Toulouse die Hand; Trompeten und Pauken ließen einen festlichen Marsch ertönen, der Zug setzte sich langsam in Bewegung und begab sich aus dem Audienzsaal zur reichgeschmückten Tafel.

Heitre Spiele und Tänze füllten die Stunden des Abends, und die einbrechende Nacht sah die Alleen

und Laubengänge des Schloßgartens vom tausendfachen Schimmer bunter Lampen erleuchtet, in welchem die fröhlichen Gäste wie gaukelnde Schatten sich da- und dorthin bewegten.

Als unser Freund sich spät in seine Dachkammer begab, begegnete ihm auf der Treppe ein Edelknabe, der ein Packet unter dem Arme trug und ihm erklärte, daß die Vizgräfin befohlen, es dem jungen Begleiter des Jongleurs von Marseille zu behändigen. Ademar nahm sein Geschenk höflich dankend in Empfang und trug es eilig hinauf, neugierig den Inhalt des grünen Umschlagetuches zu erschauen. Wie erstaunt' er freudig, als er einen vollständigen zierlichen Troubadouranzug darin fand, alles von feinem, weißen Tuch mit himmelblauen Atlaspuffen geschlitzt, dazu ein schwarzes Sammtbarett mit üppigem weißem Federkranz, ein feiner überfallender Halskragen, ja selbst eine breite rosenfarbene Schärpe für die Zither war nicht vergessen. — „Glücklicher Ademar," rief er außer sich vor Entzücken, „sie selbst, die Dichtersonne, rüstet dich zum Troubadour!" —

Fünfte Schilderung.

Kloster und Minnehof.

Nicht an des Tages heißem Strahle
Die Blume des Demants erblüht,
Es wächst die Perl' in dunkler Schale,
Wo sie für Kronen auferglüht.

Vor dem östlichen Thore der Stadt Narbonne lag, umgeben von einem geräumigen Garten und hohen Mauern, das Kloster der Benedictinerinnen. Ernst erhob sich der altergraue Glockenthurm des Gotteshauses und düster standen daneben die ein Kreuz bildenden Flügel des Klostergebäudes mit ihren vielen kleinen Gitterfenstern, hinter denen Friede mit gläubiger Hoffnung, oder stille Entsagung, oder Gram und Elend wohnten. Seltsam contrastirten mit diesen finstern Steinmassen die Blumenbeete und Lustwäldchen des Gartens, welcher die einzige Freudenwelt, die einzige Lichtseite im Schattenleben der Einsamen war. Epheu und Waldrebe kletterten an der zwölf Fuß hohen Mauer empor

und stachliche Aloepflanzen wucherten auf ihrer Kante, während die Wipfel majestätischer Kastanien und Cypressen ihre Zweige weit hinaus in die freie Feldluft streckten.

Um diese Mauern wandelte, geschmückt mit Ermengardens Gaben, am frühen Morgen unser Ademar, dessen Fantasie die glänzenden Bilder des vorigen Tages so erfüllt und verwirrt hatten, daß er sich sehnsüchtig der Einsamkeit und Natur in die Arme warf. Eine seltsame Stimmung beschlich ihn in dieser stillen heiligen Umgebung; die schönen Baumkronen, die sich majestätisch in den blauen Frühlingshimmel erhoben, schienen ihm einer fremden Paradieseswelt anzugehören, und die Vögel, die in den Zweigen spielten, sangen deutlich: „Komm herein, komm herein!“ Aber die starre Riesenmauer antwortete kalt dazwischen: „Nein, nein!“ — Immer höher stieg seine Begierde, das Innere des Klostergartens zu schauen und rastlos ließ er die Falkenaugen an der grauen Mauer auf- und niederschweifen, die Möglichkeit des Aufklimmens zu erspähen. Aber die wohlgefügten glatt überkalkten Steine blieben bei ihrem kalten: „Nein, nein!“ — Doch plötzlich, als er an die Nordseite des Quadrats gelangte, wo Regen und Sturm das Mauerwerk hin und wieder beschädigt hatten, erspäht er eine Stelle, wo sich zwischen den Quadern eine Art von halsbrechender Stiege gebildet, die einem kühnen Kletterer nicht unersteiglich war. Wildes Gerank, das daneben her-

abhing, und eine hohe jenseits stehende Buche, die ihre Aeste traulich auf die Mauerkante senkte, schienen zum Beginn des Wagstücks einzuladen. Ademar bedachte sich nicht lange. Wie die Gemse von Klippe zu Klippe springt, schwang er sich behend empor von Stein zu Stein, und als er erst das Gestrüpp erfassen konnte, klomm er noch rascher wie an einem Geländer hinauf bis zur Kante, wo ihn die grünen Buchenzweige frohlockend empfingen. Jubelnd schwang er sich auf die Hauptäste hinüber, die eine Art Ruhesitz für ihn bildeten und blickte von dort aus neugierig in den Garten hinab. Siehe, da stand auf einer rings von blühendem Gebüsch umhegten Waldwiese ein liebliches Mädchen, das einem weißen Reh aus der Hand die Nahrung reichte. Rasch flog Ademar von seiner Höhe hinab und lenkte die Schritte dem schönen Ziele zu. Nun lauscht er hinter den Gebüschen, welche die Wiesenflur umkränzten, und deutlich vor ihm ruhte das wunderholde Bild. Ein heiliger Wonneschauer durchbebt' ihn, er glaubte die Erscheinung eines Engels zu sehn. Anmuthig ringelten die goldnen Locken um das reinste Jungfrauenantlitz, auf dem sich kindliche Frömmigkeit mit unschuldigem Frohsinn spiegelte. Freundlich blickten die blauen Madonnenaugen auf das schlanke Reh herab, das oft die eignen hellen Blicke sehnsuchtsvoll auf die Versorgerin richtete. Ein langes braunes Gewand umfloß die schönen Formen, die ein zartes sechszehnjähriges Mädchen verkündigten. Blos

ein Theil des weißen Halses und die niedlichen Händchen entgingen der züchtigen Verhüllung. — „Willst du noch mehr haben, Bianca?" sprach sie mit süßer Harfenstimme, als das Reh wieder bittend zu ihr aufschaute. — Ademar faßte sich kaum länger vor Entzücken; auch er schmachtete nach dem Blick des Himmelskindes, wie das Reh zu ihren Füßen. Unwillkührlich that er einige Griffe in seine Mandore, und trat leise aus seinem Versteck hervor. Das Mädchen sah nach der Seite, woher die Töne gekommen waren, doch wie sie den Jüngling gewahrte, blieb sie in sprachloses Staunen versunken auf ihrer Stelle stehn. Sie schien ihn mit Wohlgefallen und Ehrfurcht zugleich zu betrachten, und war so namenlos reizend in ihrer Ueberraschung, daß auch Ademar wie eingewurzelt stehen blieb, die Augen zärtlich auf sie geheftet, doch keinen Laut vorzubringen wagend. —

Da ertönte plötzlich von fern eine gellende Weiberstimme: „Margarida, Margarida, wo bist du, die Glocke ruft schon zur Hora!" — „Ich komme," rief die blonde Engelsgestalt, und verschwunden war sie aus Ademars Blicken.

Wie einer, der aus einem feenhaften Morgentraum erwacht, sah unser Freund mit trunkenen Augen auf seine Umgebung. Er zweifelte an der Wirklichkeit des Erlebten, und meinte eben vom Schlummer aufzustehn, bis ihn das Geläute des Glöckleins mahnte, daß er sich immer noch im Klostergarten der

Benedictinerinnen befinde. Endlich trat er wieder seinen Rückzug auf demselben Wege an, wie er hineingelangt war, fest entschlossen jedoch, am nächsten Morgen das Abenteuer auf's Neue zu bestehen.

„Wo bleibst du nur so lang? Ademar?" rief ihm Frontignan entgegen, der ihn am Eingang des Schlosses erwartete. „Die Cour d'amour wird gleich beginnen; es ist die höchste Zeit, daß wir noch einen Platz auf der Galerie finden."

Beide begaben sich darauf in denjenigen Flügel der Burg, worin sich der Gerichtssaal des Minnehofes befand. Eine Wendeltreppe führte sie auf eine der Tribünen, welche den fremden Troubadours zum Zuschauen angewiesen war und worauf auch Frontignan und Ademar durch Ermengardens ausdrückliche Vergünstigung Plätze erhalten hatten. Das Ganze bot einen eben so eigenthümlichen, als zauberhaften Anblick dar. Prachtvoll gewirkte Teppiche bedeckten den Fußboden und Blumengewinde schmückten die Wände und Pfeiler des Saals. Am oberen Ende desselben stand auf einer Estrade die Gerichtstafel, an welcher bereits die Vizgräfin mit den übrigen Damen des Minnehofes Platz genommen hatte.

Aufgestellte Schranken trennten die Richterinnen von den Partheien, sowie von den zuschauenden fremden Damen, die das Recht hatten, sich im untern Raume des Saales zu befinden. Ermengarde zeigte sich heute in einem rosenfarbigen mit silbernen Sternen besäeten

Atlaskleide, über welchem sie eine breite weiße mit Goldfiguren gestickte Schärpe trug; ein Kranz von rothen Rosen schmückte statt des Diademes ihr Haupt, und in der Rechten hielt sie den weißen Richterstab, auf dessen Spitze eine silberne Lilie prangte. Auf der mit rothem Damast behangenen Tafel ruhte neben dem nöthigen Schreibegeräth ein großes in himmelblauen Sammt und Gold gebundenes Buch. Zu jeder Seite der Vizgräfin saßen acht schöne junge Damen, sämmtlich in Rosaseide gekleidet und mit weißen Schärpen und Rosenkränzen geschmückt; zwei andere, welche die jüngsten zu sein schienen und grüne Kleidung nebst Myrthenkränzen im Haar trugen, hielten stehend am Eingang der Schranken Wache, während grüngekleidete Edelknaben mit blumenbekränzten Hellebarden die Pforten des Saals beschützten. Die Tribünen waren von Rittern, Hofleuten und Troubadours erfüllt.

Eine sanfte Musik von Flöten und Harfen ertönte plötzlich durch die Versammlung, die schweigend das Kommende erwartete. Da erhob sich Ermengarde von ihrem Sitz und sprach: „Beisitzerinnen des Minnehofs von Narbonne, ich erkläre das Gericht für eröffnet! Laßt uns geloben, streng zu richten nach den Gesetzartikeln des Königs Arthus, nach den Rechtssprüchen und Gewohnheiten der Minnehöfe und nach dem heiligen weiblichen Gefühl für Sitte, Zucht und Ehrbarkeit!" — „Wir geloben es!" antworteten die schönen Richterinnen.

Die Vizgräfin befahl darauf, die Troubadours

Savaric von Mauleon, Uc de la Baccalaria und Gaucelm Faidit eintreten zu lassen. Die Edelknaben öffneten die Pforten und die Genannten schritten langsam bis an die Schranken vor.

„Huissieren thut eure Pflicht," rief jetzt Ermengarde den beiden Schrankenhüterinnen zu.

„Ritter," sprach die eine der zarten Gerichtsdienerinnen, „legt eure Waffen ab; vor Damen bedürft ihr keiner andern Waffen, als der Courtoisie und der Würde männlicher Tapferkeit. Alle drei Troubadours legten darauf ihre Schwerter vor den Schranken nieder, die ihnen sogleich geöffnet wurden.

„Edle Troubadours," begann jetzt Ermengarde, „ihr habt uns gestern eine Tenzone vorgetragen, in welcher die Streitfrage sich darum dreht, welcher von drei Bewerbern einer Dame die größte Gunst von ihr empfing; denn zu gleicher Zeit hatte sie den einen freundlich angeblickt, dem zweiten zärtlich die Hand gedrückt und dem dritten verstohlen auf den Fuß getreten. Nach reiflicher Berathung mit unsern Beisitzerinnen entscheiden wir nun den Fall dahin: Daß die Dame, welche ihre Gunstbezeigungen so klug zu theilen verstand, eine Gefallsüchtige war, die keinen der drei Bewerber wahrhaft liebte, sondern nur Vergnügen darin fand, alle drei durch Täuschung zu ihren Sclaven zu machen. Ihre Gunstbezeigungen sind daher drei falsche Münzen von gleichem Unwerth, die jeder Ehrliebende geringschätzen muß."

Lauter Beifall ertönte von allen Seiten der weisen

Richterin und die Troubadours zogen sich befriedigt zurück.

Auf einen abermaligen Befehl der Vizgräfin wurde eine Dame, die als Anwalt der Klägerin Fräulein Clairette von Alzonne auftrat, und ein Ritter, welcher den Beklagten Enric von Chalabre vertheidigte, vor die Schranken geführt. Das Fräulein behauptete, daß sich letzterer des Rechts, ihr Servant d'amour zu sein, verlustig gemacht, weil er auf unanständige Weise von ihrem Minneverhältniß geplaudert und bei offener Tafel verrathen, daß er von ihr die Gunst eines Kusses erhalten habe. Der Sachwalter des Ritters mußte dieses einräumen, fügte jedoch zur Entschuldigung des Beklagten bei, daß ihm das unvorsichtige Wort blos im Rausch der Freude entflohen, und daß er der Geliebten sonst mit der treuesten Neigung zugethan sei.

Ermengarde wandte sich darauf zu einer ihrer Gerichtsdamen mit den Worten: „Helene von Montreal, öffnet den Codex unsers Minnehofs und leset den zweiten Artikel der Gebote des Königs Arthus vor."

Die Aufgeforderte schlug den himmelblauen Folianten auf und las:

„Wer nicht liebt mit treuverschwiegnem Sinne,
Der ist unwerth jedes Glücks der Minne."

„Der Fall liegt klar am Tage, fuhr die Vizgräfin fort, ich frage euch demnach, Damen des Gerichtshofs von Narbonne, ob ihr den Ritter des Vergehens für schuldig erachtet, oder nicht?"

„Schuldig erklang es einstimmmig von den Lippen der sechzehn Unerbittlichen.

„So erkenne ich demnach für Recht, sprach Ermengarde, daß das Minneverhältniß zwischen Clairette von Alzonne und Enric von Chalaber aufgelöst ist, und daß keine Dame, welche die Gesetze der Minnehöfe anerkennt, ihn jemals zu ihrem Servant d'amour erwählen darf *).“

Die Anwalte entfernten sich und es erschienen zwei andere Partheien, die ihre Sache persönlich führen wollten, Stephanette von Saluce als Klägerin, und Albert von Saverdan, als Beklagter. Der Ritter hatte sich längere Zeit um die Rechte eines Servant d'amour bei der Dame beworben und ihr Beweise der größten Treue gegeben, ohne Gegenminne zu erhalten. Endlich hatte sie ihm dieselbe auf den Fall zugesagt, wenn er einem Befehle, den sie ihm ertheilen würde, pünktlich Folge leisten wolle. Der Ritter versprach es und Stephanette gab ihm darauf die Weisung, ein ganzes Jahr lang gegen sie das

---

*) Dieser, so wie die folgenden zwei Fälle, sind mit wenigen Abänderungen nach historischen Rechtsfällen erzählt, die sich in den Schriften über die Minnehöfe abgedruckt finden. Man vergleiche namentlich: die Minnehöfe des Mittelalters, Capitel 6. Ebendaselbst im 4. Capitel, S. 65—69. sind auch die Minnegebote des Königs Arthus in lateinischer und deutscher Sprache zu lesen.

tiefste Schweigen zu beobachten und sich auch gegen andere nie ein Lob über sie zu erlauben.

„Und habt ihr die Verbindlichkeit treu erfüllt?“ fragte die Vizgräfin.

„Ich hatte sie auf das Gewissenhafteste eilf Monate und 29 Tage erfüllt, erwiederte der Beklagte, als ich mich in einer Gesellschaft befand, in der sich einige Herrn und Damen die ehrenrührigsten Schmähungen wider das edle Fräulein von Saluce gestatteten. Da erfaßte mich glühender Zorn, ich vertheidigte und pries die Dame meines Herzens, und forderte die schamlosen Verläumder zur Genugthuung auf. Und dafür will mich nun das Fräulein verstoßen und mir das zugesagte Recht auf immer entziehn.

„Thut ihr das wirklich, Stephanette von Saluce?“ fragte mit strengem Blick die Richterin.

„Allerdings bestehe ich darauf,“ entgegnete die Klägerin, „denn er hat die Bedingung verletzt, unter der ich ihm das Versprechen geleistet hatte.“

„Dem strengen Wortsinne nach,“ sprach Ermengarde, „würde allerdings der Beklagte zu verurtheilen sein, doch wäre ein solches Urtheil in geradem Widerspruch mit dem Zweck der Minnehöfe, welche die Treue schützen und nicht unterdrücken sollen. Der Befehl des Schweigens war an sich schon hart und unnatürlich, und der Ritter, der ihn so lange streng erfüllte, bewies dadurch hinlänglich seinen aufopfernden Gehorsam. Indem er aber den guten Ruf seiner Dame ge-

gen die Angriffe der Verleumdung vertheidigte, befand er sich gleichsam im Zustande der Nothwehr, die ihn des Verbots des Vertrages entband. Welche von euch anderer Meinung ist, edle Beisitzerinnen des Gerichtshofes, die äußere sich frei."

Es entspann sich nun eine lebhafte Debatte zwischen den Gerichtsdamen, indem einige sich zu Gunsten der Klägerin, andere zu Gunsten des Beklagten aussprachen; doch gelang es endlich der siegreichen Beredsamkeit Ermengardens, die überwiegende Stimmenmehrheit mit ihrer Ansicht zu vereinigen. Das Erkenntniß ward hierauf dahin ertheilt: „Daß Ritter „Saverdan sein Gelübde vollkommen erfüllt, und das „Fräulein von Saluce ihm das versprochene Recht ei„nes Servant d'amour einzuräumen verpflichtet sei."

Die schöne Klägerin schien selbst durch die eindringliche Rede der Vizgräfin erschüttert und von Reue ergriffen. Erröthend und die Augen beschämt niederschlagend reichte sie ihrem Ritter die Hand, der sich seines Triumphes mit schonender Mäßigung freute.

Der vierte Fall, mit welchem sich der Minnehof beschäftigte, betraf die anonyme Anfrage einer jungen Dame: „Ob sie nicht berechtigt sei, sich von ihrem bisherigen Ritter zu trennen, da derselbe im Gefecht mehre häßliche Hiebe in's Gesicht erhalten habe, wodurch er bedeutend verunstaltet werde?" — Die Vizgräfin, so wie die meisten Beisitzerinnen, erklärten laut ihren Unwillen über ein so unzartes und herzlo-

ses Begehren, und es erfolgte darauf die Entscheidung: „Jede Dame, die ihren Ritter deßhalb, weil „er im mannhaften Kampfe entstellt worden, verstößt, „ist als ehrlos zu betrachten. Denn bekannt ist es, „daß gerade durch die begeisterte Liebe für seine Dame der Ritter zu ungewöhnlicher Tapferkeit angespornt werden soll; verliert er also bei Uebung dieser Tapferkeit an äußerer Schönheit, so darf er um „so weniger Schaden in der Minne leiden."

Noch einige Fälle von Liebeshändeln, mit deren Erzählung wir die Geduld unsrer Leser nicht ermüden wollen, wurden an diesem Morgen von der scharfsinnigen Ermengarde entschieden, bevor sie die Sitzung für geschlossen erklärte.

Ritterliche Uebungen verschiedener Art und ein glänzendes Tanzfest füllten den Rest des Tages.

Wir aber schleichen uns unbemerkt aus dem rauschenden Hofgetümmel und eilen beflügelten Schritts nach dem stillen Benedictinerkloster. Folgsam öffnet sich das wohlverriegelte Gitterthor dem Zauber unsers poetischen Machtgebots und furchtlos schreiten wir die alte Steintreppe hinan und den langen düstern, von einzelnen Lämpchen erhellten Kreuzgang hinab, wo wir unsichtbar in die fünfte Zelle zur Linken eintreten.

Ein schmales Bett, ein kleiner Betaltar, ein alter Schrank, ein Tisch und zwei Stühle sind das ärmliche Mobiliar der engen Wohnung. An dem Tisch,

worauf eine zinnerne Lampe flackert, sitzen zwei Frauengestalten bei verschiedener Beschäftigung. Schwester Eusebia, eine bejahrte Nonne, mit dem Ausdruck gutmüthiger Frömmigkeit und Beschränktheit in dem faltenreichen blassen Gesicht, las in einem vor ihr aufgeschlagenen Quartanten, vielleicht einem Legenden- oder andern Erbauungsbuch. Die jüngere, welche uns bereits am frühen Morgen im Klostergarten erschien, arbeitete fleißig an einer Goldstickerei, die im nußbraunen Stickrahmen vor ihr ausgespannt ruhte. Lieblich fielen die Streiflichter der Lampenflamme auf das reizende Mädchenköpfchen, das halb beleuchtet im magischen Glanze strahlte.

„Aber so sag' mir doch, Margarida, wie sich's eigentlich mit der wunderbaren Erscheinung von heute früh verhielt?“ begann auf einmal die Alte.

„Nun sieh, liebe Schwester Eusebia,“ antwortete die Kleine, indem sie die geschäftige Nadel einige Minuten ruhen ließ, „ich war meiner Gewohnheit nach um sechs Uhr auf mein Lieblingsplätzchen im Kastanienwäldchen geeilt, um mich am schönen Morgen zu freuen und mich im Grünen ein wenig auszutummeln, und meine Bianca mit Weißbrod zu füttern, die meinen Tritt schon von fern kennt. Da stand ich nun auf dem schönen blumigen Wiesenteppich und Bianca fraß traulich aus meiner Hand, als ich plötzlich die Töne jenes Instruments vernahm, welches unsere Schwester Laura so schön spielt, die vor drei Monaten in

unser Kloster eintrat, Mandore heißt es, wie sie mir sagte. Ich glaubte anfangs, daß Laura in den Jasminbüschen verborgen sei, und wollte schon nach der Seite der Töne hineilen, als plötzlich eine wunderholde Gestalt aus der Hecke hervortrat und mich mit den schönen hellen Augen unbeschreiblich mild anblickte. Das edle Haupt, von welchem die reichen Locken bis tief in den Nacken herabfielen, glich ganz dem Kopf des Apostels Johannes auf dem großen Gemälde über'm Hochaltar. Dieselbe Hoheit der Stirn, derselbe liebevolle Zug um den kleinen rothen Mund, dieselbe schwärmerische Gluth im Feuer des Blicks — ich sage dir, gute Schwester Eusebia, es war gewiß niemand anders, als der schöne herrliche Apostel selbst."

„Margarida, Margarida," antwortete die Alte kopfschüttelnd, „das will mir doch gar nicht recht in den Sinn. Bin doch nunmehr schon 50 Jahr im heiligen Nonnenstande, und ist doch unsre hochwürdige Aebtissin schon über das 70ste Jahr hinaus, und es ist keiner von uns beiden jemals nur ein ganz gewöhnlicher Heiliger, wie z. B. Pancratius und Servatius, erschienen; und einer der zwölf hohen Apostel, sage noch dazu Sanctissimus Johannes, der Lieblingsjünger unsers Herrn, sollte sich aus seiner Himmelsglorie herabbemühen, um einer kleinen sechzehnjährigen Kostgängerin zu erscheinen? ist das wohl denkbar und wahrscheinlich? — Du hast geträumt, Kind."

„Aber, lieber Gott, ich hab' ihn doch mit meinen

zwei offenen gesunden Augen gesehn," fuhr Margarida fort, „warum soll denn ein großer Herr nicht auch einmal herablassend sein können?"

„Nun, wie war er denn gekleidet, fragte Schwester Eusebia weiter, hatte er auch einen richtigen Heiligenschein um das Haupt?"

„Er war sehr hübsch gekleidet," antwortete die Kleine mit naivem Lächeln, aber freilich anders, als ich es je auf einem unsrer Bilder gesehn habe. Alles saß ihm enganliegend, weiß und blau, auf dem Kopf trug er ein Etwas von schwarzem Sammt mit prächtigen weißen Schwungfedern und an der Seite am breiten rosenfarbigen Bande eine zierliche Mandore."

„Da hast du es nun gleich, albernes Ding," fuhr die Alte eifrig auf, „daß du keinen Apostel gesehn hast. Wo hat man je gehört, daß sich die Heiligen auf solche Art kleiden und daß sie Mandoren an der Seite tragen? Wenn es noch wenigstens eine Harfe gewesen wäre, wie sie König David zu seinen Psalmen spielte, aber eine Mandore!"

„Nun, wenn es denn durchaus kein Apostel gewesen sein soll, so war es doch vielleicht ein Engel," sagte Margarida.

„Ein übermenschliches Ding muß es freilich gewesen sein, sprach Eusebia nach einigem Besinnen, denn wie sollte ein gewöhnlicher Mensch an jenen Ort gekommen sein? Das Klosterthor ist beständig verriegelt und über die zwölf Fuß hohe Mauer kann blos ein Vo-

gel fliegen. Hat denn die Erscheinung gar nichts zu dir geredet.“

„Sie blieb schweigend stehen, wie ich selbst,“ entgegnete die Vorige, doch schien sie eben reden zu wollen, als du mich zur Hora abriefst.“

„Sonderbar,“ sagte die Alte kopfschüttelnd, „in der That recht sonderbar. Sollte sich die Gestalt nochmals zeigen, Margarida, so bete gleich dein Ave her. Ist es ein guter Geist, so wird er Stand halten, ist es ein höllischer Dämon, so wird er versinken.“

„Ach, er wird nicht versinken, Schwester Eusebia, da bin ich ohne Sorgen, es ist gewiß ein gar lieber guter Geist, sonst hätt' er mich nicht so fromm und freundlich angesehn.“

„Desto besser für ihn; jetzt aber geh' schlafen, Margarida; denn es ist schon spät geworden, und ich darf die Zelle nicht eher verlassen, bis du zu Bett bist, und ich die Lampe ausgelöscht habe.“

Margarida legte ihre Arbeit bei Seite, entkleidete sich und begab sich zur Ruhe, nachdem sie vorher knieend ihre Abendandacht verrichtet.

„Gute Nacht, Margarida“ rief die Alte, indem sie sich der Thür näherte.

„Gute Nacht, Schwester Eusebia,“ antwortete die Kleine. Aber ihre seidenen Wimpern wollten sich noch lange nicht schließen, denn der schöne Johannes mit dem Federbarett schwebte bald da, bald dort in ihrer Zelle umher.

Sechste Schilderung.

Ademar und Margarida.

Aug' in Auge, Gluth in Gluth,
Mädchenzauber, Jünglingsmuth,
Lodert euch näher ihr sehnenden Flammen,
Schlaget im Brande der Liebe zusammen!

Früher, als am vorigen Morgen wanderte Ademar am nächsten Tage zum Benedictinerkloster und fand bald die luftige Stiege wieder, die ihm zur Himmelsleiter wurde. Von der Buche herab ließ sich noch nichts von der lieben Erscheinung entdecken, doch begab er sich, von magnetischer Ahnung geleitet, auf den bekannten Wiesenplatz und verbarg sich hinter den Jasminbüschen, fest vertrauend, daß ihm die Holdselige dort wieder begegnen würde. — Da rauscht' es in den gegenüberstehenden Rosensträuchern, und freudig trat der Sänger aus seinem Versteck hervor; doch es war nur das weiße Reh, das stutzend den Fremden anblickte. Doch bald darauf rauscht' es noch einmal, und hervor aus dem schmalen

Waldgang trat Margarida, lieblich strahlend im purpurnen Morgenlicht.

Als sie den Jüngling gewahrte, blieb sie stehn, doch nicht erschrocken, wie es schien, sondern freudig auf ihn hinschauend, als ob sie ihn erwartet hätte. Das Reh schmiegte sich schmeichelnd an die Kniee des Mädchens und reckte den Hals sehnsuchtsvoll nach dem Futterkörbchen in ihrer Hand, doch Margarida hatte keine Augen für das Reh. —

Da faßte sich Ademar ein Herz, und fragte mit sanfter Stimme: „Holde Margarida, darf ich den Blick zu dir erheben, oder gehörst du schon den geweihten Jungfrauen dieses Klosters an?" „Ich bin nur eine Kostgängerin des Klosters, schöner Heiliger," antwortete die Kleine mit Unbefangenheit.

„Gott sei Dank," jubelte Ademar, aber du siehst auch in mir keinen Heiligen, sondern blos einen Schüler der Troubadours, der für alles Schöne und Heilige glüht."

„Ein Schüler der Troubadours, sagst du? Sind das Engel?

„Vor einem Engel stehe ich, der arme erdgeborne Sänger!" rief mit Begeisterung der Jüngling, indem er ein Knie vor dem Mädchen beugte.

Margarida, welche nun aus ihrem Irrthum erwachte, schlug die Augen erröthend nieder, freute sich aber doch zugleich mädchenhaft, daß der resignirende Heilige sie dafür zum Engel erhöhte. — „So steh' doch auf,"

sagte sie lächelnd, denn wenn du kein Heiliger bist, so bin ich eben so wenig ein Engel. Was sind denn nun aber eigentlich die Troubadours? Ich habe das Wort noch nie nennen gehört." „Die Troubadours," erwiderte Ademar, „sind fröhliche Sänger und Spielleute, welche die Tapferkeit der Männer und die Schönheit und Tugend der Frauen in ihren Liedern feiern. Doch jetzt, Margarida, sage mir, ob du bestimmt bist, ewig in diesen Klostermauern zu bleiben?"

„Es hängt von mir ab, ob ich das Gelübde leisten will. An meinem achtzehnten Geburtstage soll ich mich unwiderruflich erklären."

„O leist' es nicht, Margarida, das schwere furchtbar bindende Gelübde, entsage nicht der schönen freundlichen Welt, die außer diesen Mauern liegt, nicht dem Leben, das die Arme liebend nach dir ausbreitet!

„Bisher hab ich mich immer vor der Welt da draußen gefürchtet und meine stillen Klostermauern sind mir immer lieb gewesen."

„Und warum hast du dich denn gefürchtet?

„Weil unsre hochwürdige Domina und meine Lehrerin Eusebia und alle die guten alten Schwestern mir immer gesagt haben, daß die Welt voller Teufel sei, immer bereit, uns zu verschlingen oder in den lodernden Höllenpfuhl hinabzustürzen. Aber jetzt ....."

„Nun, aber jetzt? Fahre fort, liebe Margarida!"

Jetzt, seit ich dich gesehen, fange ich doch an zu glauben, daß die Welt so gar schlimm nicht sei, und ich

hätte wohl Lust, mich einmal darin umzuschauen, und du führtest mich wohl darin ein, und erklärtest mir alles, guter Troubadour, nicht wahr?"

Margarida, Engel des Himmels, mein Leben, mein Alles für dich!" rief der Jüngling mit schwärmender Begeisterung.

„Ich hab' es dir ja schon einmal gesagt, daß ich kein Engel bin," antwortete die Kleine mit unschuldiger Ruhe, aber woher weißt du nur meinen Namen?"

„Ich hört' ihn gestern, als man dich zur Hora abrief."

„Ach so, aber nun sage mir auch den deinigen."

„Ademar, bin ich genannt."

„Ademar, ein hübscher Name! — Ademar, Margarida, — sieh, ist das nicht sonderbar? Dein Name hört gerade da auf, wo meiner anfängt."

„Die Namen klingen in einander, wie meine Seele in die deinige! O, Margarida, werde keine Nonne, bleibe nicht ewig in dem garstigen Kloster!"

„Ei, Ademar, auf mein Kloster sollst du auch nicht schimpfen. Wenn du wüßtest, wie traulich und heimlich es darin ist! Noch kennst du kaum ein Theilchen des Gartens, und willst schon über alles urtheilen. Du solltest nur erst unser Refectorium sehn mit den vielen schönen Bildern der Heiligen und der frühern Aebtissinnen des Klosters, und nun vollends gar die große prächtige Kirche mit dem marmornen Hochaltar mit zwölf silbernen Leuchtern und dem schönen goldgerahmten Ge-

mälde, welches die Himmelfahrt unsers Herrn darstellt! Und wenn du hörtest, wie schön unser Gesang durch die stillen Räume hallt, während Schwester Cäcilia auf der Orgel spielt, daß Frieden und Seligkeit durch alle Herzen gehn! Und wenn du wüßtest, was wir für schöne Stickereien in Sammt und Seide wirken, und was wir für niedliche Kästchen aus Golddrath und kleinen Papierblümchen zu fertigen wissen, und wenn du wüßtest, wie wir uns dabei so lieb haben, o Ademar, du würdest dich gewiß schämen, noch einmal zu sagen, das garstige Kloster!"

Unser Troubadour wagte nicht, den frommen Eifer der liebenswürdigen Schwätzerin zu widerlegen; ruhig ließ er sie ausreden, und sprach dann bescheiden: „Verzeihung, Margarida, ich habe dich nicht beleidigen wollen. Aber sag' mir nur, bist du denn immer in dem schönen herrlichen Kloster gewesen?

„Nun, so ist es recht," antwortete die Kleine triumphirend, „ja ich bin immer hier gewesen, so lange ich denken kann."

„Und hast du nie etwas von deinen Eltern gehört?"

„Meine Mutter sei längst im Himmel, sagte man mir, und mein Vater darf mich nicht besuchen."

„Er darf nicht? Wunderbar!"

„Nein, aber statt seiner besucht mich jährlich einmal eine schöne schlanke Frau mit schwarzen Haaren und dunkeln Augen, die sich meine Tante Garcinde nennt."

„Hast du sie lieb, Margarida?"

„Ja wohl hab' ich sie lieb, sie umarmt mich immer so herzlich, und bringt mir tausend Grüße von meinem guten Vater, und außerdem noch schöne verzuckerte Früchte und Backwerk."

„Liebes, unschuldiges Kind!" sprach Ademar im Anschauen der Holdseligen verloren.

Da ließ sich plötzlich ein dreimaliges Anschlagen an die Thurmglocke des Klosters vernehmen. — „Weh mir," rief Ademar, „nun müssen wir schon wieder scheiden."

„Noch hab' ich eine Viertelstunde Zeit," antwortete lächelnd Margarida; „das bedeutet blos, daß wir uns zur nächsten Hora fertig halten sollen. Aber so erzähl' mir doch noch, eh' ich fort muß, wie du eigentlich in unsern Garten hereinkommst?"

„Recht gern, liebe Margarida, aber du darfst mich nicht verrathen."

„Hier hast du meine Hand darauf, ich sage nichts wieder."

Ademar faßte mit Entzücken die kleine weiße Hand, und preßte sie feurig an seine Lippen.

„Du küßt mir ja die Hand, als wenn ich die Aebtissin wäre," sprach verwundert das Mädchen, doch sah sie ihn freundlich dabei an, und kam, von ihm geleitet, an die große Buche, welche ihre Zweige auf die Klostermauer hinabsenkte.

„Nun gieb Acht, Margarida, hier geht mein

Weg!“ rief der Jüngling, indem er auf den Stamm des Baumes wies.

„Da hinauf? Das ist ja nicht möglich!“

„Einem Troubadour ist alles möglich, doch ich darf doch morgen wieder kommen?“

„Freilich darfst du, um diese Zeit sind wir immer ungestört, denn so früh kommt keine der Schwestern in den Garten.“

„Lebe wohl, theure Margarida,“ rief zärtlich der Jüngling, indem er die schöne Hand an's Herz drückte. — „Lebe wohl, lieber Ademar,“ antwortete das Mädchen, den Händedruck leicht erwiedernd.

Rasch arbeitete sich nun Ademar an der Buche empor, während Margarida einmal über das andere ängstlich aufschrie: „Fall' nicht, Ademar, um Gotteswillen!“

Nun stand er auf der Mauer und rief ihr noch einmal Lebewohl zu.

„Bei allen Heiligen, rief das Mädchen noch zaghafter, wie willst du die zwölf Fuß hohe Mauer herabspringen?“

„Sei ohne Sorgen, Margarida, ich kenne die Lücken in den Steinen und die wilden Reben, die du hier siehst, ranken fast bis auf den Boden der andern Seite hinab.“ Mit diesen Worten setzte er sich auf die Mauerkante und war im Nu ihren Blicken entschwunden.

„Schützt ihn, ihr Himmlischen,“ rief die Ge-

ängstigte, und betete knieend das Ave, das sie nach Eusebias Vorschrift früher hätte beten sollen.

„Ich bin glücklich herunter," scholl es von der andern Seite!

„Gloria sit tibi regina coeli!" dankte die Erhörte und flog zum Kloster zurück.

Als Eusebia sie neugierig fragte: „Ob sich der Apostel heute wieder gezeigt habe?" antwortete die Kleine erröthend: „Ich habe keinen Apostel wieder gesehn, gewiß habe ich gestern nur geträumt."

„Dacht' ich mir's doch gleich," sagte die Alte mit selbstgefälliger Miene, und beide schritten schweigsam den Kreuzgang hinab.

Siebente Schilderung.

Dichten und Lieben.

Den Dichter weckt der Geist mit Schöpfertriebe,
Doch freudig dichten lehrt ihn nur die Liebe.

Sowie Margarida ihr stilles Glück gegen Eusebia verbarg, so that es auch Ademar gegen Frontignan. Er würde seine Liebe für entweiht gehalten haben, wenn er irgend einen Profanen zum Vertrauten gemacht hätte. Wie puppenhaft erschien ihm jetzt das glänzende Getümmel an Ermengardens Hofe, und wie geziert die Liebesgedichte, welche die berühmten Troubadours öffentlich zur Schau stellten! — Der stille Klostergarten der Benedictinerinnen war seine Welt, die Zelle, in welcher die Geliebte wohnte, sein Paradies.

Nur für sie wollt' er dichten und singen, nur zu ihrem Herzen reden und von ihrem Herzen belohnt sein, in ihre Seele die seinige verströmen, in ihr leben, sterben! — Ein neues ungewohntes Feuer durch-

glühte seine Phantasie; alle Nerven seines Dichterwesens waren in höherer Spannung. Die Natur lag im zauberischen Glanz vor ihm, und alles war beseelt, und alles redete eine Sprache, die Sprache der Liebe! Denn vor ihm stand überall die Gestalt der Geliebten, herrlicher, als je seine ahnenden Träume sie ihm vorgespiegelt, die holde Dreifaltigkeitsblume von Schönheit, Unschuld uud Frömmigkeit! Nun erst fühlt er sich ganz als Dichter, denn er trug die Liebe in seiner Brust! — So versunken in namenloses Anschauen und Fühlen seines neuen Glücks, ruht er im Schatten eines blühenden Granatbaums auf einer Terrasse des Schloßgartens, und das erste Lied an Margarida stieg wie die erste Rose des knospenreichen Rosenstrauchs aus seiner liedervollen Brust.

Eben hatte er die letzte Strophe gedichtet und wollte sich wieder von dem Platz entfernen, als der Troubadour Guiraut Borneil, den wir aus der Versammlung zu Carcassonne kennen, mit freundlichem Gruß auf ihn zutrat.

„Ich suchte dich, Ademar," begann er mit mildem Ernst, „laß uns ein wenig hier zusammen kosen." — Beide setzten sich wieder unter den Granatbaum. „Dein Lied an die Vizgräfin hat mir recht wohlgefallen," fuhr Borneil fort, „es verräth Gefühl und Talent für den Dichterberuf."

„Ich dank' euch, edler Meister," antwortete bescheiden der Jüngling, „euer Beifall, den ich wohl

noch nicht verdiene, soll mir zum Sporn des höhern Strebens werden."

„Brav, doch dann darfst du nicht der stete Gefährte Frontignans bleiben. Du bist zu gut, bist zu viel, um ein bloßer Jongleur zu werden. Ich achte den Volksgesang, und bilde mich selbst gern nach seinen einfachen, rührenden Weisen. Die Volkspoesie ist der Boden, aus welchem die einzelnen großen Dichter wie edlere Bäume emporwachsen; in diesem Boden müssen sie wurzeln, aus ihm ihre Nahrung ziehn, sonst ist der Dichterbaum ohne Saft und Mark und stirbt an Verdorrung. Aber er soll auch den Wipfel zum Himmel erheben und das Licht der Sonne in seine Blätter einsaugen; er soll mehr werden, als eine gemeine Staude oder ein niedriger Strauch, damit er edlere Blüthen und Früchte trage, als diese. Verstehst du mich, Jüngling?"

„Ich faß' euch, edler Meister, euer Mund spricht deutlich aus, was ich bisher nur dunkel ahnte; fahrt fort, mich zu belehren, ich bitt' euch. Was haltet ihr denn von den Jongleurs?"

„Die Jongleurs bewegen sich in und mit dem Volke, sie geben ihm seine alten Lieder wieder und schaffen auch wohl etwas Neues im alten Sinne, doch sie sind zugleich in den Schlamm der Gemeinheit versunken und wissen nichts vom höhern Zauber der Kunst. Wenn auch einige unter ihnen, wie dein Frontignan, sich über den großen Troß um einige Stufen

erheben, so ist es doch schon schlimm, daß der Flecken der Niedrigkeit an dem ganzen Gewerbe haftet. Siehst du nicht, wie viele neben der Kunst der Musik noch Gauklerstücke betreiben, wie sie Affen und Hunde tanzen lassen, den Gesang der Vögel nachahmen, Aepfel mit Messern auffangen, auf gespanntem Seil tanzen, durch Reifen springen, kurz den gemeinen Possenreißer spielen um schlechten Geldes und Gewinnstes willen?"

„Wohl hab' ich es oft mit Wehmuth gesehn," erwiederte Ademar, „doch meinte ich, Frontignan sei etwas anderes."

„Das ist er auch," sagte Guiraut, „aber dennoch klebt auch ihm eine gewisse rohe Sinnesart an, die ihn unwillkührlich zum Staube hinabzieht. Auch fehlt ihm durchaus der schaffende Dichtergeist; er kann nur Fremdes wiedergeben."

„Ihr habt Recht, Don Borneil, ich fühl' es, aber dennoch darf ich ihn nicht verlassen, denn ich gab ihm mein Wort und er mir das seine."

„Bist ein wackrer Junge," erwiederte jener, indem er ihm die Hand väterlich auf das lockige Haupt legte. „Nein, du sollst ihn nicht verlassen, aber ich will selbst mit ihm reden, daß wir uns in deinen Besitz theilen. Im Sommer magst du mit ihm im Lande umherziehen, dich an Höfen und in Dörfern umschauen, Bilder des Lebens einsammeln und ein tüchtiger Tonkünstler werden. Im Winter aber kommst

du zu mir nach Nismes, und gehst bei mir als Dichterschüler in die Lehre; denn, läßt sich auch das Dichten selbst nicht lehren, es will die Form der Kunst, die Sprache mit ihren Gesetzen doch eingeübt sein. Und vieles, was dem Dichter sonst noch zu wissen nöthig, gewährt dir dort der Unterricht der gelehrten Schule der Benedictiner."

„Ja, edler Meister," rief der Jüngling mit Entzücken, „nehmt euch meiner unerfahrnen Jugend an, aber — hier dacht' er plötzlich an Margarida — könntet ihr denn nicht lieber den Winter hier in Narbonne zubringen? Hier ist es ja auch so freundlich und angenehm."

„Was fällt dir ein?" fragte Guiraut verwundert, „hier ist nicht meine Heimath."

„Ach so," entgegnete traurig Ademar, „das ist freilich etwas anderes." Doch bald sich ermannend fuhr er fort: „Ihr habt vorhin von den Jongleurs gesprochen, Herr Guiraut, reden wir nun auch von den Troubadours. Ich muß euch bekennen, daß mir viele von ihnen nicht besser gefallen wollen, als jene. Ist Gaucelm Faidit nicht eben so gemein, nicht eben so gewinnsüchtig, wie der roheste Jongleur es nur sein kann? Ich begreife nur nicht, wie derselbe Mensch so artige Verse zu machen weiß. Es nimmt sich zwar alles ein wenig gedrechselt und zugespitzt aus und man wird eben nicht warm beim Anhören, aber es

klingt doch hübsch, und in den Worten ist Witz und Verstand."

„Das kommt daher, mein Sohn, weil er das Dichterhandwerk versteht, aber keine Dichterseele in sich trägt."

„Was haltet ihr denn aber von Don Peire Rogier, dem Hofdichter Ermengardens?"

„Er ist eine echte edle Dichternatur; Schade nur, daß er die unglückliche Leidenschaft für die Vizgräfin nährt. Seine hoffnungslose Liebe wird ihm das Grab bereiten, denn bei ihm ist sie keine einstudirte Rolle, wie bei so manchem andern Hofdichter."

„Also hätte Frontignan doch Recht gehabt, wenn er mir sagte, daß die Troubadours Gefühle heuchelten, die sie nicht empfinden?"

„Nicht alle, das wäre schrecklich, aber manche gewiß. Und das ist eben das traurige Verhängniß, das über allem Großen und Schönen schwebt, daß sich das Falsche und Schlechte wie eine Schlange daran drängt, ihm Haltung und Ausdruck ablauert und dann unter der Maske frech einherschreitend das Himmlische durch gemeinen Trug herabwürdigt."

„Gehört der Troubadour Vidal vielleicht auch zu diesen falschen Dichtern?"

„Gewiß nicht, Ademar. Vidal ist ein reichbegabter Mensch, den ich hochachten würde, wenn ihm nicht die prahlerische Eitelkeit auf dem Nacken säße und sich fest an ihn klammerte, wie ein lächerlicher Affe an ein

edles Roß. Auch seine Liebesgefühle sind nicht erheuchelt. Wenn er liebt, so liebt er jedesmal wahrhaft, aber seine Liebe ist ein Irrlicht, das sich im Wechsel wohlgefällt.“

„Ha, ha, ha! Da sitzt er ja wahrhaftig mit seinem Schüler!“ rief plötzlich eine lachende Stimme. Und als die beiden sich umsahen, erblickten sie den lustigen Vidal, der Arm in Arm mit Frontignan auf sie zuschritt. „Guiraut, bei Sanct Dionysius, du liest wohl hier ein Collegium über die Poetik? Mach' dich sogleich mit uns auf, denn die ganze löbliche Sängerschaft ist schon wieder im Audienzsaal versammelt und die Gräfin will durchaus, daß du heut den Anfang machen sollst. Alles fragt nach dir, und wer da fehlt, bist du!“

„So laßt uns gehn,“ antwortete Guiraut aufstehend.

„Aber eine gute Neuigkeit muß ich dir noch erzählen, setzte Vidal hinzu, „denke dir, daß ich endlich einen Brief aus Marseille von meinem Freunde, dem Hofstallmeister Balduin, erhalten habe. Er schreibt mir, daß der edle Graf Barral ohne mich nicht länger leben kann, und meine Rückkunft sehnsüchtig wünscht. Auch die holde Gräfin Adelasia soll wieder günstig für mich gestimmt sein und manches lobende Wort über mich gesprochen haben. Sobald das Fest hier zu Ende ist, eile ich sogleich mit Frontignan nach Marseille.“

„Viel Glück auf den Weg,“ antwortete Guiraut,

„genieße nur deines Triumphes mit Mäßigung, denn die Schicksalsgötter sind neidisch, wie du weißt.“

„Vidal schreitet kühn und glorreich, wie ein zweiter Alexander durch die eroberte Welt!“ declamirte jener mit komischem Pathos.

Unsere Leser werden uns hoffentlich nicht zürnen, wenn wir sie mit der Beschreibung des zweiten poetischen Wettkampfes verschonen, da schon der erste ihnen eine hinlängliche Idee von dem Geiste der Troubadourdichtungen gegeben haben wird. Wir lassen daher die Nacht ihren Sternenmantel ausbreiten, um bald wieder das Morgenroth zu schauen, und versetzen uns dann sogleich auf das heimliche Plätzchen im Klostergarten der Benedictinerinnen, wo Ademar bereits auf seine Margarida wartet. — Sie kommt, und tritt ihm diesesmal schon mit kindlicher Zutraulichkeit entgegen.

„Guten Morgen, lieber Ademar,“ sprach sie mit herzlichem Tone; „Gott sei Dank, daß du wieder glücklich da bist, ich habe gestern rechte Angst um dich gehabt.“

„Angst um mich, süße Margarida? Wie glücklich machen mich diese Worte!“

„Höre, Ademar, ich habe heute eine Bitte an dich, die du mir nicht abschlagen darfst.“

„Mein Alles für dich, Margarida, rede.“

„Ich möchte gern hören, wie die Lieder der Troubadours zur Mandore klingen; denn Schwester Laura singt immer nur geistliche dazu: O spiele mir etwas vor, aber

etwas recht Hübsches, bitte, bitte!" Und sie hob die kleinen weißen Händchen demüthig zu ihm auf.

„Du kommst meinem eignen Wunsche zuvor, holde Margarida, ich selbst wollte dich um die Gunst flehn, daß ich dir etwas vorspielen dürfte."

„So setz' dich zu mir, dort auf die Bank in der Myrthenlaube."

Ademar folgte dem Mädchen, griff zur Zither und sang:

Mir ist erschienen
Ein Engel hold,
Der Mund Rubinen
Die Locken Gold.

Die Augensterne
Demantenrein
Sie sehn mich gerne
Im stillen Hain.

Ich steh' im Lauschen,
Ob bald sie naht;
Nun hör' ich's rauschen
Im Waldespfad!

Ich möchte singen
Vor Freudigkeit,
Das Herz will springen
Vor Seligkeit!

O stürze nieder
Und beug' dich Knie,
Ihr Augen wieder
Blickt nur auf s i e! —

Die Mandore schwieg, und der Dichter sank zu den Füßen der Gefeierten, den Blick zärtlich auf sie geheftet. Margarida hob ihn sanft empor, doch vom Gefühl überwältigt, schlang sie die kleinen Arme um seinen Hals und sah ihn mit den blauen Engelsaugen sprachlos dankend an. Da hielt sich Ademar nicht länger, und Margariden innig an das hochpochende Herz schließend, drückte er den ersten Flammenkuß der Liebe auf ihre süßen Rosenlippen.

Fünf Tage noch wiederholte sich der namenlose Zauber des Kommens und Findens und hoffnungsvollen Trennens, bis endlich der letzte Morgen kam, auf den kein anderer der Wiedervereinigung folgen sollte.

Eine Woche bereits hatte das glänzende Hoffest Ermengardens gewährt, welches nun durch die Preisvertheilung unter die anwesenden Troubadours und Jongleurs gekrönt werden sollte.

„Freue dich, Ademar," redete Frontignan den Schüler an, „übermorgen früh reisen wir mit Vidal nach Marseille. Es wird eine lustige Wanderschaft geben, und in Marseille wird es dir noch besser gefallen, als in Narbonne; denn es giebt nur ein Marseille, sowie nur einen Frontignan."

Aber Ademar freute sich nicht, denn er dachte mit Trauer an sein zerstörtes Paradies. — Wehmüthig schritt er am nächsten Morgen zur befreundeten Mauer, die ihn zum letztenmal zur Geliebten hinübertrug. Harmlos wie immer, kam ihm Margarida mit ihrem Reh

entgegengesprungen. Sie ahnte nicht, welcher Schmerz ihr bevorstand. Lange kämpfte Ademar mit sich selbst, bis er ihr das drückende Geheimniß entdeckte. Sie sank weinend an seine Brust.

„Und schon morgen willst du fort, schon morgen?" schluchzte sie immer wieder, während die perlenden Thränen ihr an den Wangen hinabrollten. „Giebt es denn keinen Aufschub, keine Hilfe?" „Fasse dich, meine Margarida," antwortete tröstend der Jüngling, dem selbst der Trost im zerrissenen Herzen fehlte, „wir scheiden ja nicht auf ewig. Im nächsten Frühling komme ich mit Frontignan gewiß wieder nach Narbonne, und dann muß er mir im Voraus versprechen, wenigstens sechs Wochen hier zu bleiben. Und in zwei Jahren, wenn die Zeit deiner Erklärung naht, — aber sag' mir doch, wenn fällt denn dein verhängnißvoller Geburtstag?"

„Er fällt auf den sechsten April," antwortete Margarida, indem sie sich die Augen trocknete.

„Ja, liebe theure Margarida, dann bin ich wieder in Narbonne, ich schwör' es dir, und dann ...... aber du wirst doch auch gewiß das Gelübde verweigern und dich nicht etwa von deiner Domina und der Schwester Eusebia beschwatzen lassen?" —

„Nun und nimmermehr," antwortete die Kleine im Eifer." Jetzt will ich um keinen Preis länger im Kloster bleiben, und wenn man mir verspräche, daß ich selbst einmal Aebtissin werden sollte."

„Recht so, gieb mir die Hand darauf.“

„Hier, du Lieber,“ rief sie einschlagend, „aber versprich auch du mir, daß du gewiß wiederkommen wirst.“

„Margarida, kannst du zweifeln? Doch wenn du nun frei bist.“ ....

„Dann,“ rief sie rasch einfallend „dann reisen wir mit Tante Garcinde zu meinem Vater.“

„Und bitten ihn um seinen Segen zu unserm Bunde, nicht wahr?“

„Ja, lieber Ademar, und er willigt ein, das versteht sich.“

„Gott, wie glücklich werden wir sein!“ rief der schwärmende Troubadour und schloß das Mädchen innig in seine Arme.

Schwüre und Küsse wurden wie wechselnde Perlen in fortlaufender Kette gereiht, und das mahnende Glöcklein der Hora nicht gehört, bis endlich noch zur rechten Zeit Eusebias gellende Stimme von weitem ihr „Margarida, wo bist du?“ erschallen ließ. — Rasch flogen die Entzückten auseinander, und das letzte Lebewohl war so eilig, daß die Thränen keine Zeit zur Begleitung hatten.

Als Ademar wieder im Schloß anlangte, fand er Alles in geschäftiger Bewegung. Im großen Audienzsaal der Vizgräfin bereitete sich der letzte Act des langen Festspiels vor; die Preisvertheilung an die Troubadours und Jongleurs. Der schöne Raum war auf das

geschmackvollste ausgeschmückt und alle Anwesenden erschienen im glanzreichsten Costüm. In reger Spannung wartete alles auf die Ankunft der Herrscherin; endlich erschallte die Fanfare, die Flügelthüren rauschten auf, und Ermengarde trat in den Saal. Den höhern Hofbeamten folgte eine lange Reihe von geringern Officianten, welche die Preise und Geschenke trugen. Auf rothseidnen Kissen erblickte man künstliche Lorbeerkronen von Pfauenfedern durchflochten, (denn der Pfau war dem Dichter wie dem Ritter ein heiliger Vogel), Schärpen mit reichen Stickereien, und Rosen und Sinnviolen aus Gold und Silber; man sah Baretts mit kostbaren Reiherbüschen, Schwerter von seltenem Werth, deren Griffe mit Türkisen und Rubinen besetzt waren, man sah endlich auch kleine Kästchen von duftendem Cedernholz, welche allerhand Schmuck und auch wohl Summen des nie verachteten Goldes enthielten, je nachdem für den Belohnten der eine oder andere Preis angemessener schien. —

Nachdem Ermengarde den Sängern in feierlicher Rede für ihre Leistungen gedankt, erfolgte durch den Hofdichter Rogier der Namensaufruf der Einzelnen und jeder empfing knieend aus der Hand der Herrin die für ihn bestimmte Gabe. Keiner schied unbeglückt vom Throne der freigebigen Kunstgönnerin.

Als sich die fröhliche Schaar im Schloßhofe noch einmal zusammenfand und sich zum Aufbruch anschickte, nahte sich unserm Frontignan und Ademar

ein Stallbeamter, der zwei edle Rosse mit schönen Sätteln und Decken am Zügel führte. „Unsere erlauchte Herrin,“ sprach er, „wünscht euch nochmals Lebewohl und schenkt euch diese Rosse zu eurem bessern Fortkommen.“ Dankbar vertauschten die Beschenkten ihre Maulthiere mit den stattlichen Andalusiern und schlossen sich stolz dem Zuge der befreundeten Troubadours an.

Eine Stunde lang ritt alles im muntern Geplauder zusammen, bis man zu einem Kreuz gelangte, wo sich die Straße nach drei verschiedenen Richtungen theilte.

„Es bleibt also bei unserer Abrede“ sprach Guiraut Borneil zu Frontignan, „ihr kommt nach Nismes, sobald das Laub von den Mandelbäumen fällt, und gebt mir euern Ademar in die Lehre, den ihr im April wieder von mir zurückempfangen sollt.“

„Topp, ich halte Wort,“ entgegnete der Marseiller indem er jenem die Hand reichte; ich bin ja dem Burschen selber zu gut, um seinem Glück im Wege zu stehn. Er hat sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, ein Troubadour zu werden, und wahrlich einen bessern Lehrer, als euch, Herr Borneil, könnt' er nirgends finden.“ Alle nahmen herzlichen Abschied, und Guiraut schlug mit seinen Jongleurs die Straße nach Nismes ein, während Vidal mit Frontignan und Ademar den Weg nach Marseille verfolgte.

Achte Schilderung.

Vidal.

Narrheit klingle mit den Schellen,
Tanz' in bunten Sprüngen auf!
Wer wird immer ernst sich stellen?
Nehmt auch Thorheit in den Kauf!

Nach drei heißen Tagereisen erreichten unsere Wanderer die schöne Hafenstadt, die sich mit ihren Kirchen und Palästen im prachtvollen Halbkreise am Ufer des mittelländischen Meeres ausbreitete. Ademar versank in staunendes Entzücken, als er zum erstenmal die unabsehbare grüne Fluth erblickte, die gerade mit friedlichen Wellen spielend still und majestätisch wie eine ihrer Kraft bewußte Königin vor ihm ruhte. Wie Riesenschwäne kamen Schiffe mit aufgeblähten Segeln und flaggenden Masten von allen Seiten gezogen, das fremde Leben mit dem heimischen zu verbinden, und lärmend trieb sich das Gewühl der Kaufleute und Packträger auf dem mit Basaltquadern belegten Hafenrand umher.

Vidal eilte sogleich zu seinem Gönner, dem Vizgrafen Barral von Marseille, der ihn mit Ungeduld erwartete. Am nächsten Tage trat er mit überaus heitrem Gesicht in die Wohnung Frontignans und erzählte ihm, daß er vom Vizgrafen und der schönen Adelasia auf das huldvollste empfangen worden sei. „Ademar," sprach er darauf zu unserm Troubadour, „ich werde dich noch heut Abend bei Hofe vorstellen; du bist mir durchaus beim Vortrage einer Canzone nöthig, womit ich meine Beschützer zu überraschen gedenke. Mein Jongleur, der Bayona, ist ein Pinsel, der ohne Gefühl singt und spielt, gut genug, mit seiner plumpen Stimme die Ohren der Wirthshausgäste zu erschüttern, doch unfähig, das Herz einer Adelasia zu rühren. Ich bin stark gesonnen, ihn fortzujagen, wenn du mir während deiner Anwesenheit in Marseille zur Seite stehen willst, lieber Junge. Ihr erlaubt es doch, Freund Frontignan?"

„Wenn es Ademar zufrieden ist, habe ich nichts dawider," antwortete der Spielmann.

Ademar, der sich durch Vidals Antrag geschmeichelt fühlte und dessen Phantasie durch die Erwartung der neuen Lebensscenen angelockt wurde, schlug freudig ein. Bevor wir jedoch unsern Schützling auf diese neue Bühne führen, bitten wir unsere Leser um die Erlaubniß, die Persönlichkeit des erlauchten Paares etwas näher schildern zu dürfen.

Der Vizgraf Barral von Marseille war ein stattlicher Herr von einigen dreißig Jahren, der sich durch

den Glanz seiner Hofhaltung und seine Gönnerschaft für die Troubadours einen großen Ruf erworben hatte. Eitelkeit und Ruhmsucht waren seine vorherrschenden Eigenschaften; das Vergnügen, in den Liedern angesehener Kunstdichter gefeiert zu werden, ging ihm über alles, und wer einmal durch solches Lob seine Gunst erworben hatte, durfte sich manches erlauben, ehe er dieselbe verscherzte. Seine Gattin, eine der schönsten Frauen der provenzalischen Lande, behandelte er stets mit Achtung und ritterlicher Courtoisie, doch empfand er für sie durchaus keine glühende Leidenschaft. Er hatte sie geheirathet, weil sie für die schönste Frau galt und weil er in allen das Beste besitzen wollte. Deshalb sah er es auch gern, wenn die Troubadours die Vorzüge Adelasiens priesen, und weit entfernt, darüber Eifersucht zu empfinden, war er es selbst, der sie dazu aufforderte.

Adelasia aber, welche eben so tugendhaft, als schön war, liebte ihren Gatten mit treuer Anhänglichkeit und verstand sich nur aus Gefälligkeit für ihn zu der seltsamen Rolle, die den Schein der Koketterie auf sie werfen mußte. Dieß war nun auch der Fall in Bezug auf den Troubadour Vidal, dessen toller Character uns schon aus dem Wirthshaus zu Carcassonne bekannt ist. Adelasia durfte ihn nicht ganz kalt zurückstoßen, doch war ihr Betragen stets würdevoll und anständig. Mit Klugheit bewegte sie sich auf dem schmalen Mittelpfade zwischen Gefallsucht und unbefangener Freundlichkeit; aber auch der unschuldigste

Blick, das unbedeutendste Wort des Beifalls ward von dem extravaganten Vidal gleich zu seinem Vortheil ausgelegt und war fähig, ihn zu den wunderlichsten Streichen zu verleiten. Dazu kam noch, daß eine dritte Person ihn in dieser Thorheit bestärkte; dieß war Mabille, eine jüngere Schwester des Vizgrafen, ein muthwilliges, ausgelassenes Mädchen, das keine größere Freude kannte, als jedermann zu mystificiren. Besonders waren Verliebte eine erwünschte Zielscheibe für ihre Pfeile. Der prahlerisch-heroische und sentimental-komische Vidal war daher für sie eine unerschöpfliche Fundgrube des Witzes und der Belustigung.

Unter Vidals Schutz trat nun unser Ademar bescheiden in die glänzende Hofversammlung und wurde dem Vizgrafen und seiner Gattin als ein angehender Troubadour vorgestellt. Die einnehmende Gesichtsbildung und Gestalt des Jünglings machten sogleich einen vortheilhaften Eindruck, welcher durch die nachfolgenden musikalischen Leistungen noch erhöht wurde. Man wünschte den talentvollen jungen Künstler recht oft zu sehn, und so verging fast kein Tag, wo ihn nicht Vidal mit sich nach Hofe nahm.

Ademar, dem es an Beobachtungsgeist nicht fehlte, bemerkte bald, in welchem Irrthum sein Beschützer in Beziehung Adelasiens befangen sei, und wie lächerlich er sich durch seine geckenhafte Eitelkeit mache. Eben hatte er sich fest vorgenommen, dem Bethörten mit

aller Schonung die Augen zu öffnen, als dieser triumphirend mit den Worten zu ihm trat: Ademar, mein wackrer Junge, freue dich mit mir, denn Vidals Glücksstern ist hellstrahlend aufgegangen, und du sollst der Theilnehmer und Wächter seines Triumphes sein. Höre mir ruhig zu. Gestern erwähnte ich gegen meine angebetete Adelasia, daß ich eine neue Alba gedichtet hätte. Du weißt doch wohl, was eine Alba ist?"

„O ja, eine Alba ist ein Lied, worin der Troubadour das Glück eines nächtlichen Stelldicheins feiert und was er seinen Jongleur singen läßt, welcher den Wächter bei der Zusammenkunft abgiebt, damit kein eifersüchtiger Ehemann, Vater, Bruder oder anderer Ueberlästiger die Liebenden störend überrasche. Es wird angenommen, daß der Wächter das Warnungslied bei Tagesanbruch singt, und darum heißt es Alba*)."

„Du hast den Begriff nett und klar aufgefaßt; nun höre weiter. Adelasia sagte mir mit der freundlichsten Miene von der Welt, daß sie mein Gedicht gern recht bald hören möchte und zwar am liebsten im Freien, in dem schönen stillen Citronenwäldchen des Schloßgartens. Denke dir mein Entzücken, guter Ademar, ich beleuchte die inhaltschweren Worte von allen Seiten, denn bei Adelasia ist nichts unbedeutend, und glaube einen noch tiefern Sinn darin zu entdecken, als es auf den ersten Anblick scheinen will. Doch traue

*) Alba, das französische aube, der Tagesanbruch.

ich noch selbst nicht recht meinem Glücke, sondern gehe mich mit meiner Freundin Mabille zu berathen."

„Da waret ihr übel berathen, werther Don Vidal," antwortete Ademar, „der kleine Kobold hält euch immer zum besten."

„Schweig, du Narr, und verleumde nicht! Die kluge Mabille hatte sogleich mit Weiberwitz die richtige Auslegung gefunden. Wenn Adelasia sagte, sie wolle meine Alba recht bald hören, so bedeutete das den Tag darauf, und wenn sie sagte „im Freien und im schönen, stillen Citronenwäldchen," so heißt dies nichts anderes, als sie will mit mir dort bei Einbruch der Nacht eine trauliche Zusammenkunft haben."

„Lieber Herr Vidal, ich bitt' euch, nehmt euern Verstand in Obacht. Wie könnt ihr glauben, daß — "

„Don Peire Vidal, der Meister der Troubadours, der allmächtige Bezwinger der Ritter und Frauen, darf an Dinge glauben, die dein schwaches Hirn nicht zu fassen vermag. Thue blind, was ich dir heiße, und kümmre dich nicht um mich. Hier ist die Alba, ich habe sie nach einer neuen Weise in Musik gesetzt. Du wirst sie ordentlich einüben und heute Abend vortragen, sobald ich dir das Zeichen gebe. Jetzt vernimm das Lied und gieb genau auf mich Acht, daß du mir ja nichts daran verdirbst. Alles muß eine weiche schmelzende Empfindung athmen, etwas Duftiges, Frühlingsmildes, Zärtlichwonniges."

Vidal sang darauf das Gedicht mit komischer Empfindsamkeit und mißtönender Stimme, während Ademar sich kaum des Lachens erwehren konnte.

„Wenn der Stern der Liebenden aufgeht, sind wir beide im Citronenwäldchen. Verstehst du mich?“

„Ich thue, was ihr befehlt,“ erwiderte Ademar, der sich mit dem Verblendeten nicht weiter streiten wollte.

Die Abenddämmerung breitete ihre Nebelflügel über die Hecken und Büsche des Schloßgartens, als der Troubadour mit seinem jungen Spielmann in das duftende Citronenwäldchen eintrat. — Eine halbe Stunde war schon vergangen, ohne daß sich etwas sehen oder hören ließ. — „Laß uns ein wenig um jene Ecke biegen,“ sprach Vidal, wo wir die große Allee der Maulbeerbäume überschauen; dort muß sie herkommen.“ — Beide gingen, und bald gewahrten sie am andern Ende des Baumganges eine weiße schattenartige Gestalt. „Das ist sie,“ rief Vidal mit funkelnden Augen, „verbirg dich rasch in den Citronenbäumen, Ademar, und sei des Zeichens gewärtig.“

Ademar that, wie ihm befohlen, und sah deutlich, wie eine verhüllte weibliche Gestalt sich dem Troubadour näherte, der ihr auf halbem Wege entgegenging. Nun standen sie beisammen, und Ademar vernahm, wie Vidal mit feurigen Liebesdeklamationen auf sie eindrang, worauf die Dame jedoch nur mit einzelnen Seufzern und leisen ihm unverständlichen Lauten ant-

wortete. — Da gab der Troubadour das verabredete Zeichen mit zusammenklatschenden Händen, und Ademar griff zur Mandore und sang *):

„In einem Garten unterm Blüthenzelt
Ist die Geliebte mit dem Freund gesellt,
Bis daß des Wächters Warnungszeichen gellt;
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh!"

„Blieb es doch Nacht, o Gott, wenn das geschäh,
Der traute Freund nicht sagen dürft' Ade,
Der Wächter auch nicht Tag, noch Morgen säh';
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh!"

„Schön süßer Freund, gehn wir die Wies' entlang,
Uns dort zu küssen bei der Vöglein Sang,
Der Eifersücht'ge mach' uns nimmer bang;
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh!"

„Schön süßer Freund, ein neues Spiel uns winkt
Im Garten dort, wo manch' ein Vöglein singt,
Wohlauf denn, eh' des Wächters Pfeife klingt!
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh!"

„Ein sanfter Luftzug, der sich eben rührt,
Hat dort vom Freund, den Lust und Anmuth ziert,
Des Odems süßen Trank mir zugeführt.
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh!"

„Hold ist die Frau, mit jedem Reiz geschmückt,
Von ihrer Schönheit ist die Welt entzückt,

---

*) Altprovenzalische Alba, s. Dietz, Poesie der Troubadours, Seite 151. 152.

Sie fühlt sich nur durch treue Lieb' beglückt;
Ach Gott, ach Gott, wie kommt der Tag so früh."

Kaum war die letzte Strophe des Liedes beendigt, als Ademar ein lautes Lachen und die Worte vernahm: „Mabille dankt für die erwiesene Ehre und will nicht beglückt sein; lebt wohl, edler Troubadour, lebt wohl allmächtiger Bezwinger der Ritter und Frauen und schlaft eine wonnige Nacht im stillen Citronenwäldchen." Bald darauf stürzte Vidal wie rasend auf den Jüngling zu, umarmte ihn und schrie: „Braver Junge, du hast gespielt und gesungen wie ein Gott, aber die Mabille ist ein leibhaftiger Teufel. Ich bin verrathen, ruinirt, massacrirt!" Und somit lief er rasch davon.

Ademar konnte sich nicht satt lachen, als er allein war, und eilte zu Frontignan, um ihm das lustige Abenteuer mitzutheilen.

Einige Wochen lang schien das scharfe Heilmittel auf Vidal einzuwirken, er benahm sich verständiger gegen die Vizgräfin und zeigte weniger Eitelkeit und Prahlerei in seinem Betragen. Doch allmählig verwischte sich die Erinnerung an die erhaltene Lection aus seinem Gedächtniß, und die gutmüthige Adelasia gab ihm selbst zu verstehn, daß sie nicht den mindesten Antheil an dem Schelmenstreiche Mabillens genommen. Einige freundliche Blicke und Worte der schönen Frau hatten den eitlen Dichter bald wieder auf die alte Bahn zurückgebracht und ihn sogar mit der schadenfrohen Mabille aus-

gesöhnt, die sich wieder in sein Vertrauen zu schleichen wußte.

So stieg er auf der Thorheitsleiter von einer Sprosse zur andern, bis er sich endlich erkühnte, Adelasien in einer zärtlichen Canzone um die Gunst eines Kusses zu bitten. Es läßt sich leicht denken, wie streng seine Anmaaßung von der Vizgräfin gerügt wurde, doch die verrückte Leidenschaft des Troubadours stieg dadurch um so höher. Eines Tages, wo er am frühen Morgen den Vizgrafen ausgehen sah, stahl er sich behutsam in den Flügel des Palastes, welchen Adelasia bewohnte. Durch einen langen Corridor gelangte er unbemerkt an den Eingang ihres Schlafzimmers, dessen Lage ihm bekannt war. Lauschend horcht' er am Schloß, und, da alles still blieb, öffnete der Verwegene leise die Thür und trat in den geheiligten Raum. Die purpurseidnen Vorhänge des Himmelbetts waren zurückgeschlagen, und lächelnd lag im süßen Morgenschlummer die edle Frau, den linken Arm malerisch an das lockenreiche Haupt geschmiegt. Vidal, glühend vor Entzücken, wagt' es, einen Kuß auf den halbgeöffneten Kelch des holden Mundes zu drücken. — Adelasia erwacht, schlägt die schönen Augen auf, und glaubt noch halbträumend, daß ihr Gemahl sie mit dem Morgengruß überrasche. „Bist du schon hier, lieber Albert?“ fragt sie mit zärtlicher Stimme, doch im selben Augenblick ihren Irrthum erkennend, fährt sie mit lautem Schrei zurück, reißt an der Schelle und ruft wiederholt

um Hilfe. Sogleich springen zwei ihrer Kammerzofen aus dem nahen Kabinet, und vertreten dem Troubadour den Weg; dieser aber stößt sie mit funkelnden Blicken seitwärts und stürzt die Treppe hinab *). Athemlos kam er bei Frontignan und Ademar an. „Ich bin ein verlorner Mann“ rief er mit bebendem Tone, „ich stehe auf dem Hochgericht, rettet mich, rettet mich um Gotteswillen!“

Frontignan hatte Mühe, den Lauf der Begebenheit von dem Verzweifelnden zu erfragen, und traf sogleich die nöthigen Anstalten zu seiner Rettung. Man gab ihm eine Verkleidung, versah ihn mit der nöthigsten Baarschaft und brachte ihn in den Hafen, wo ein nach Genua segelfertig liegendes Schiff ihn bereitwillig aufnahm. Unsere Freunde blieben am Ufer stehn, bis der Genueser die Anker lichtete, und lange winkte ihnen noch Vidals Barett die letzten Abschiedsgrüße zu.

Ademar war eigentlich froh, daß sich sein Verhältniß mit dem phantastischen Troubadour aufgelöst hatte; denn die Nothwendigkeit, ein beständiger Zeuge und oft Theilnehmer seiner Thorheiten zu sein, war ihm täglich lästiger geworden. — Wie sehr contrastirte die reine gegenseitige Liebe zwischen ihm und Margarida mit jener verrückten Leidenschaft, wodurch Vidal sich der schönen Adelasia aufzudringen strebte! Er konnte ihn wohl gutmüthig bemitleiden, doch nie achten.

*) Historische Anecdote aus Vidals Leben, s. Diez, Leben und Werke der Troubadours, S. 160.

Bald nach jener Katastrophe verließ Frontignan mit seinem Schüler das geräuschvolle Marseille und zog mit ihm singend und spielend im blühenden Lande Provence umher. Die Schlösser der reichen Barone von Forcalquier, Cavaillon, Carpentras und anderer Beschützer der heitern Kunst wurden abwechselnd besucht, und überall fanden unsere Wanderer gastfreundliche Aufnahme. So nahte die Zeit heran, wo das Laub von den Mandelbäumen fiel, und eingedenk ihres Wortes eilten beide nach Nismes, wo der edle Guiraut Borneil sie frohlockend empfing. Bald darauf verließ Frontignan den Jüngling, der mit Thränen der Rührung und des Dankes von ihm Abschied nahm.

Ein neues Leben begann für unsern Ademar unter der Leitung des sittlichernsten und wissenschaftliebenden Guiraut. Die Zeit des Schülers theilte sich in die Lehrstunden, die er im Collegium der Benedictiner empfing, und in den poetischen Unterricht, welchen ihm der Troubadour selbst ertheilte. Bei den gelehrten Mönchen, welche die gute Vorbildung des Jünglings bald erkannten, eröffnete sich ihm die Kenntniß der Grammatik, Rhetorik, nnd Dialektik, der Weltgeschichte und Erdkunde, die aristotelische Weisheit und das bessre Verständniß der lateinischen Dichter, ja selbst mit den Anfangsgründen des Arabischen ward er durch einen jener würdigen Väter bekannt gemacht. Guiraut dagegen weihte ihn mit Liebe und Sorgfalt in alle Geheimnisse seiner Kunst ein. Gern pflegte er dabei mit dem Schü-

ler im Freien zu lustwandeln; so betraten beide eines Abends die Räume jenes alten römischen Amphitheaters, welches noch heutzutage die Bewunderung des Reisenden auf sich zieht. In drei übereinander gethürmten Stockwerken erhob sich einst der elliptische Riesenbau mit seinen zwei und dreißig steinernen Gradinen, von welchen herab ein- und zwanzigtausend Menschen den Kämpfen der Gladiatoren und wilden Thiere zuschauten. Jetzt zählt man nur noch siebzehn Sitzreihen, ja an einigen Stellen sind nur noch sechs bis zwölf derselben übrig. Vollkommner war jedoch noch alles zur Zeit unserer Troubadours erhalten, wiewohl auch damals schon die Jahrhunderte mit ihren Kriegstürmen viel daran zertrümmert hatten. Westgothen, Saracenen, Burgunder und Franken hatten das Gebäude abwechselnd vertheidigt und erobert, verwüstet und mit ihrem Blute getränkt. Doch freundlichere Scenen füllten die alte Schaubühne wieder zu der Zeit, in welcher sich unsere Erzählung bewegt. Epheu und wildes Weinlaub senkten ihre Ranken malerisch von den grauen Arkaden hinab und Oleander und Myrthensträuche sproßten mit üppigen Blüthen aus den Spalten des Mauerwerks hervor. Ein grüner Rasenteppich bekleidete die Arena und heitre Tänzer und Tänzerinnen schwebten im Abendschimmer durch jene Räume, wo einst Gladiatoren mit Panthern und Löwen kämpften.

Auf dem umgestürzten Schaft einer toscanischen Säule saß jetzt Meister Borneil und ertheilte unserem

Ademar Unterricht in der provenzalischen Dichtkunst. „Lieber Meister," sprach letzterer, „wie groß und herrlich ist dieses Gebäude! Erzählt mir doch etwas von seiner Entstehung und seinen Schicksalen." — Guiraut ließ den Fall des römischen Weltreichs und die Völkerwanderung mit ihren rastlos sich verdrängenden Horden in lebendigen Bildern an ihm vorüberziehn. „Siehst du dort jene plumpen viereckigen Thürme über dem prachtvollen Hauptthor?" fragt' er den Jüngling. „Die westgothischen Barbaren waren es, welche sie auf den edlen Römerbau setzten und das Theater in eine Festung verwandelten."

„O mein Vater," rief plötzlich Ademar aus, „wie groß und furchtbar ist doch die Geschichte! Sie steht vor mir wie eine Riesin, die schweigend durch die Jahrhunderte schreitet und Völker und Städte mit ehernen Füßen in den Staub tritt. Auch die schöne Kunst der Troubadours wird einst vergehn, unsere Harfen werden zerbrochen und unsere Namen in Vergessenheit begraben werden!"

„Fasse dich, mein Sohn," antwortete Borneil mit ruhiger Würde. „Wohl ist die Geschichte eine Riesin, die Völker vernichtet und Menschenwerke in den Staub tritt, doch die echten Schöpfungen des Geistes sind unsterblich und deßhalb auch der Gesang des wahren Dichters. Sei es auch, daß eine spätere Nachwelt weder den Namen noch die Lieder des verklärten Sängers kennt; seine Worte waren feuriger Saamen, der in tausenden

von Herzen Wurzel schlug und als reiche Saat von Lichtgarben emporsproß, die immer wieder neue Saatkörner ausstreut und fortwirkt durch alle Zeiten. Sieh, so hat auch der Geist unserer Troubadourpoesie ein neues fröhliches Leben entzündet, das nicht mit uns verwelken, sondern in tausend wechselnden Gestalten fortgrünen wird. Ein neuer Geisterfrühling ist in unsern occitanischen Landen aufgeblüht, seit vor hundert Jahren die Zithern der ersten Troubadours erklangen. Den rohen Muth der Ritter haben wir veredelt und den schlummernden Sinn des Volkes geweckt; überall zeigt sich nun Freude am Schönen und Eifer für das Gute. Tapferkeit, Frömmigkeit, Schwärmerei für zarte Frauengunst und Ruhm sind an die Stelle gemeiner zügelloser Begierden getreten; der Mensch erfreut sich der herrlichen Natur und schaut den Schöpfer in seinen Werken. Und durch alle diese Gefühle schlingt sich wie ein goldner Faden die stille wunderbare Sehnsucht nach dem Unendlichen, nach einem fernen Jenseit, nach einer Seligkeit, die wir hier nimmer erreichen, deren Ahnung aber doch unser Erdenleben verklärt. Das ist der neue Geist unserer Dichtungen, Ademar, der forttönen wird durch alle Zeiten. Nach England zog er hinüber mit jener Eleonore von Aquitanien, die noch als Heinrichs Gattin auf Englands Throne sitzt. Nach Italien und Spanien trugen ihn unsre wandernden Sänger, ja selbst drüben, jenseit des Rheins in Deutschlands Eichenwäldern hallt er schon wieder in den Liedern der

Minnesänger. Laß dann auch die Stürme des Schicksals kommen, die unsere Blüthen in den Sand schmettern; sie werden nicht vernichtet, sie schlummern nur. Es sagt mir's die Stimme der freudigen Ahnung, daß nach Jahrhunderten unsere Dichtkunst in einer edlern vollendetern Form bei allen Völkern auferstehn und daß sie von unserer romanischen Sprache den Namen der romantischen führen wird. Darum, mein Ademar, laß den Muth nicht sinken, sondern strebe muthig vorwärts nach dem höchsten Ziele. Werd' ein echter Dichter, und du wirst ewig leben!"

„Ja, mein Vater, ich gelob' es!" rief der Jüngling, die Hände zum blauen Himmelsgewölbe erhebend, und umschlang den Lehrer mit heißer Umarmung.

Durch solche Gespräche wußte Guiraut den edeln Sinn des Jünglings immer mehr und mehr zu wecken und zu kräftigen. So verging beiden rasch der Winter, und sie wunderten sich selbst, als sie schon die Mandelbäume wieder blühen sahen und eines Tages Frontignan mit lachendem Gruß in ihre Wohnung trat.

„Schlagt die lateinischen Bücher zu," rief er dem Troubadour entgegen, „jetzt ist Ademar wieder mein!"

„Da, nehmt ihn hin," erwiderte Borneil mit heiterer Gelassenheit, „ich halte gern mein Wort und freue mich, euch den Schüler besser wiederzugeben. Ich kann ihm in der That das schönste Zeugniß ertheilen; er ist ein wackerer Jüngling, der es einst weit bringen wird in unserer Kunst."

„Ich wollt' er bliebe lieber bei der meinigen, antwortete der Jongleur. „Aber wenn er nach einem Jahre durchaus nicht anders will, so mag er zu eurer Fahne schwören. Jetzt laßt uns zusammen trinken, Herr Guiraut, und morgen sagen wir euch wieder auf ein Semester Lebewohl."

Neunte Schilderung.

Burg Rochemaure.

Vorwärts, vorwärts Troubadour!
Verse thun dir wohlgelingen,
Doch das ist die Hälfte nur,
Lern' auch Schwert und Lanze schwingen!

Es war an einem der letzten Märztage, wo sich die Vegetation des südlichen Frankreichs in lieblichster Frische zeigt, als unsere Wanderer die Mauern von Nismes verließen und die Straße nach Avignon einschlugen. Ademar schwelgte im Anschau'n der jungen Frühlingslandschaft und dachte an seine Margarida, deren Geburtstag in wenigen Tagen bevorstand. „Wo reisen wir denn zuerst hin?" fragte er plötzlich den Marseiller.

„Zunächst nach Avignon, dann nach Orange, wo der Prinz uns gut aufnehmen wird und wo ich eine Weile zu bleiben gedenke; dann weiter die Rhone aufwärts, und das Uibrige wird sich finden."

„Ziehn wir denn nicht bald wieder nach Narbonne

zur Vizgräfin Ermengarde, die uns so gewogen ist?" „Merk' dir eine Lehre, Bursche! Warst du wo gut aufgenommen, darfst du nicht gleich wiederkommen! Zudringlichkeit macht den Künstler bei den Großen verhaßt; unter zwei Jahren kehre ich nie an den nämlichen Ort zurück; das ist mein Grundsatz."

Ademar schwieg mit einem Seufzer, denn er wußte, daß Frontignan eisern in seinen Entschlüssen war. Doch grübelte er im Stillen über die Möglichkeit, wie er früher zur Geliebten gelangen könnte.

Wir übergehn die nächsten Reisebegebenheiten, welche auf den Gang unserer Erzählung ohne Einfluß sind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Avignon und einem längern bei dem freigebigen Prinzen von Orange, ging die Pilgerschaft an den lachenden Ufern der Rhone aufwärts nach den bergwaldigen Gauen der Dauphiné. Doch hier nahen wir uns einer Gegend, die wir etwas näher in's Auge fassen müssen, weil sie vielleicht ein bedeutender Schauplatz unserer Handlung werden wird. Gegenüber dem freundlichen Städtchen Montelimart macht die Rhone eine Biegung, so daß sich das westliche Ufer amphitheatralisch an derselben ausbreitet. Hier sieht man bei dem Dorfe Rochemaure drei prächtige Basaltfelsen, die sich als blauschwärzliche Pyramiden über das weiße Kalkgebirge erheben. Auf dem westlichsten und höchsten dieser drei Kolosse erblickt man noch heute die malerischen Ruinen des alten Schlosses von Rochemaure. Durch große Vorhöfe gelangt man in's Innere;

hier sind die Trümmer einer Rüstkammer, dort eine Kapelle, Cisternen, Gefängnißgewölbe und ein Labyrinth von Sälen und Zimmern; alles ist groß und weitläufig, aber wüst und verworren. Der Hauptthurm ist auf der äußersten Spitze des sechshundert Fuß hohen Felsens erbaut, welcher aus zahllosen prismatischen Säulen besteht. Von der Höhe dieser Ruinen herab überschaut der Blick eines der imposantesten Rundgemälde. Oestlich zeigen sich die fruchtbaren Ebenen, Hügel und Berge der Dauphiné, die am äußersten Horizont von den schneebedeckten Alpen begrenzt wird; westlich erblickt man die vulkanischen Gegenden des Vivarais mit ihren bizarren Basaltbergen, die bei Rochemaure mit dem Chenevari beginnen und sich achtzehn Meilen weit in ununterbrochener Bogenkette bis an den waldigen Gebirgsrücken der Cevennen fortsetzen; südlich schweift das Auge nach den heitern Rebenhügeln von Orange zurück und nördlich folgt es der Rhone nach der mit glänzenden Villen besetzten Landschaft von Valence.

Diese Burgruinen, auf denen jetzt der Blick des Wanderers mit elegischer Betrachtung weilt, wären zur Zeit unserer Troubadours ein starkes, herrlich prangendes Schloß, das sich im Eigenthum einer Linie des weit verzweigten Hauses der Ventadours befand.

„Wem gehört die Burg,“ fragte Ademar den Jongleur, die dort so kühn vom Felsen herabschaut, als wollte sie die Welt zum Kampf herausfordern?“

„Das ist Rochemaure,“ antwortete Frontignan,

„das Besitzthum des Bannerherrn Folco von Ventadour, eines großen Beschützers der heitern Kunst und meines gnädigen Gönners. Ich denke, noch heut Nacht in jenen Mauern zu schlafen.“

„Wirklich Meister? Das freut mich herzlich.“

„Du weißt ja noch nicht, wie dir der Burgherr gefallen wird, oder kennst du ihn vielleicht schon? Denn er besitzt auch im Toulousischen das Schloß Tronton und ist deshalb ein Vasall deines Grafen.“

„Ich sah ihn noch nie, aber es zieht mich wunderbar nach jenen Thürmen.“

„Du bleibst immer der alte Schwärmer, aber diesmal theile ich deine Ansicht, denn ich weiß aus Erfahrung, daß Herr Folco feurigen Burgunder im Keller und blankes Gold in der Schatzkammer hat. Also vorwärts, ehe die Nacht einbricht.“

Rüstig förderten unsere Wanderer ihre Schritte am schilfigen Ufer der Rhone und prachtvoll schimmerten noch die Bogenscheiben der Burg im Abendsonnengolde, als beide am Fuße des Basaltfelsens anlangten. Auf der halben Höhe desselben begannen die Ringmauern und die mit Schießscharten versehenen Wachtthürme, welche die Außenwerke der Festung bildeten. Einzelne Hellebardiere schritten an den Pforten auf und nieder, und aus den Fensterluken ward hin und wieder ein bärtiger Reiterkopf sichtbar.

„Wer da?“ rief der nächste Posten, als die Fremden sich einer der Pforten nahten.

„Ihr müßt noch nicht lange im Dienste des Bannerherrn sein,“ erwiederte Frontignan lachend, „sonst würdet ihr mich nicht so anschreien, junger Kriegsgesell. Ich bin der Frontignan, der Jongleur von Marseille, der mit seinem Schüler Ademar Einlaß begehrt, um dem edeln Baron die Zeit mit Gesang und Spiel zu kürzen.“

„Ich werd' euch melden, sobald die Ablösung erfolgt,“ antwortete der junge Knebelbart; „bis dahin bleibt ihr draußen.“

„Unverschämtes Volk, diese Rekruten,“ brummte Frontignan vor sich hin und setzte sich auf einen Basaltkegel.

„Seid ihr wieder einmal da,“ tönte plötzlich von fern eine alte treuherzige Stimme und eine ehrwürdige Knappengestalt im schlichten Lederkoller mit dem Kurzgewehr an der Seite schritt rasch auf den Marseiller zu.

„Gut, daß ihr kommt, Vater Bertran, rief Frontignan, den Alten freudig umarmend, „der Gelbschnabel dort will mir den Eingang zu eurem Herrn verwehren.“

„Er that seiner Instruction gemäß,“ antwortete Bertran, „doch kommt nur herein, ich gehe gleich, euch zu melden.“

Auf steilen Pfaden, die oft wieder durch Mauern und bedeckte Gänge unterbrochen wurden, klommen die Wanderer unter des Veteranen Leitung den Berg empor, und standen jetzt in dem geräumigen Schloßhofe. Bertran eilte die Treppen hinan, um die Meldung zu be-

sorgen und kehrte bald mit der freundlichen Einladung des Burgherrn zurück.

In einem gothisch gewölbten Zimmer, dessen Wände mit Hirschgeweihen und Waffen ausgeschmückt waren, saßen vor einem elfenbeinernen Schachspiel zwei hohe Rittergestalten. Der ältere von beiden Männern, welcher sich den ausgehenden vierziger Jahren zu nahen schien, war in jeder Beziehung eine edle Erscheinung zu nennen. Sein regelmäßiges Gesicht zeigte jene Mischung von würdevollem Stolz und Biederkeit, Frohsinn und Frömmigkeit, kampflustigem Muth und Schwärmerei für alles Schöne, welche die Hauptzüge im Charakter des damaligen südfranzösischen Ritters bildeten. Hinter der hohen leichtgefurchten Stirn lag das schlichte schwarze Haar noch in schöner Jugendfrische und der volle Backen- und Knebelbart zogen ihre Bogenlinien malerisch auf dem braunen Grunde der gesunden Gesichtsfarbe. Im glanzvollen dunkelblauen Auge lag Ernst und Milde, in jedem Muskel Kraft und Entschlossenheit. Das blausammtene mit Hermelin verbrämte Hauskleid und die goldenen Sporen verriethen den Bannerherrn, dessen Blick mit Feldherrnschärfe auf dem Schachbret weilte.

Ihm gegenüber saß Ritter Gaston von Durfort, Burgvoigt zu Rochemaure, ein Mann von sieben- bis achtunddreißig Jahren, dessen Aeußeres einen lebhaften Contrast mit dem seines Gebieters bildete. Die krausen dunkelrothen Locken bedeckten fast ganz die niedrige Stirn

und die buschigen verwachsenen Augenbraunen schatteten finster über zwei kleinen graublauen Augen, die mit dämonischem Feuer aus ihren Höhlen hervorblitzten. Die Züge des blaßgelben Gesichts zeigten ruhige Kälte und Klugheit, nur daß bisweilen ein spöttisches Lächeln um die Mundwinkel und die schmalen eingekniffenen Lippen zuckte.

„Thue diesen Zug nicht Gaston," sprach der Bannerherr, „er kostet dich den schwarzen Laufer."

„Nehmt ihn nur, gezogen ist gezogen; auch im Spiel lieb' ich, streng mit mir zu sein."

„Wenn du es denn nicht anders willst, so sei es," erwiderte Folco, den Laufer des Gegners mit seiner Königin schlagend.

„Schach dem König und der Königin, rief triumphirend der Burgvogt, indem er dem feindlichen König mit dem Springer Schach bot und zugleich dadurch die Streichlinie eines Thurmes wider die Königin aufdeckte.

„Verwünscht, meine Königin ist verloren!" sprach der Bannerherr, mit der Faust auf den Tisch donnernd.

„Ihr gingt in die Falle," hohnlachte der Burgvogt, und setzte gelassen seinen Thurm auf das Feld der geschlagenen Königin.

„Verdrüßlich blickte Folco, der eitel im Spiel war, auf die gestörte Schlachtordnung, als Bertran fröhlich ins Zimmer trat und die Ankunft Frontignans mit dem Schüler meldete.

„Laß sie hereinkommen, Alter," antwortete der

Bannerherr. „Wir spielen die Parthie noch heut Abend aus,“ sprach er, zum Burgvogt sich wendend, „ich bleib' am Zuge.“

Die Thür öffnete sich und herein trat Frontignan mit gewohnter Unbefangenheit, dem unser Ademar bescheiden folgte.

„Seid mir willkommen, lustiger Spielmann von Marseille,“ rief Folco dem Eintretenden entgegen, und laßt es euch auf Rochemaure wohl sein, so lang es euch hier behagt.“

„Dank für die hohe Gnade, gestrenger Herr,“ erwiderte der Jongleur, welcher die üblichen Formen der Unterwürfigkeit gegen die Großen aus Klugheit nie vernachlässigte, so wenig er sich auch in der That aus ihnen machte. „Erlaubt,“ fuhr er fort, „daß ich eurer Herrlichkeit diesen jungen Menschen vorstelle, der seit einem Jahre mein Schüler ist und der Kunst alle Ehre macht. Ademar Rovenac ist sein Name und Toulouse seine Vaterstadt.“

„Toulouse? das freut mich,“ sprach Folco, „ich war oft dort bei meinem Lehnsherrn, dem Grafen Raimon, und habe mich immer wohl in der alten Garonnestadt befunden.“ — „Gott, welche Aehnlichkeit!“ rief er plötzlich betroffen, indem er den Jüngling mit langen Blicken betrachtete. Dann aber schnell sich fassend, fragte er letztern: „Du hast dich erst seit einem Jahre zu Meister Frontignan gesellt, Ademar, wer war früher dein Lehrer im Gesang?“

„Gnädiger Herr," entgegnete der Jüngling, „den Beruf zur heitern Kunst der Troubadours hab' ich von Kindheit auf in mir gefühlt, doch war meine Bestimmung eine andere. Ich arbeitete bis dahin als Gesell in der Werkstatt meines Oheims, des berühmten Waffenschmieds Raimon Rovenac zu Toulouse."

„Und war der Oheim deine Standesänderung zufrieden?" fragte der Bannerherr weiter mit forschendem Auge.

„Ich verließ ihn heimlich, ohne seine Zustimmung, denn nimmer hätte er darein gewilligt," entgegnete Ademar offenherzig.

„Das war nicht recht von dir gehandelt, Bursch," eiferte Folco, „und wußtet ihr auch darum, Frontignan?"

„O ja," antwortete der Jongleur, „aber er ging mir nun einmal nicht wieder vom Halse, und gefallen that er mir auch, da sind wir denn bald Handels einig geworden."

„Edler Herr," begann Ademar erröthend, „ihr habt Recht, mich auszuschelten, daß ich undankbar gegen den guten Oheim war; aber dennoch versichere ich euch, daß ich noch diesen Augenblick eben so handeln würde. Die innere Stimme lockte mich unwiderstehlich auf die neue Bahn, und ich denke meinem Beruf Ehre zu machen."

„So laß doch hören, was du kannst!" sprach Folco.

Ademar griff zur Mandore und sang mit kräftiger Stimme folgendes kleine Kriegslied:

Es wirbelt die Trommel, das Horn erschallt,
Es regt sich der glänzende Lanzenwald;
Der Marsch ertönt, die Fahne fliegt,
Hinaus zum Kampf, wo der Muthige siegt!

Da schauet der Jüngling sein Mädchen im Zug:
„Hast Liebchen du noch nicht der Thränen genug?
Es fällt ja nicht jeder in blutiger Schlacht,
Hat mancher dem Bräutchen auch Beute gebracht.“

Dich selber verlanget zur Beute der Tod,
So klagt sie und weinet die Augen sich roth,
Freiwillig verläßt du das friedliche Haus
Und läßt mich verzagen in Aengsten und Graus!

„Das Loos ist geworfen, ich folge der Fluth,
Es zieht mich die Liebe, doch mehr noch der Muth,
Ich bleibe dein Treuer und bringe dir Ehr',
Und kehr' ich als Sieger, hast lieb mich noch mehr!“

Es wirbelt die Trommel, das Horn erschallt,
Es regt sich der glänzende Lanzenwald,
Der Marsch ertönt, die Fahne fliegt,
Hinaus zum Kampf, wo der Muthige siegt!

„Brav, recht brav,“ rief der Burgherr, der sich selbst auf die Künste der Poesie und Musik als Kenner verstand. „Nun begreif' ich wohl, Ademar, warum die Zither dir besser gefällt, als der Amboß; du singst mit Lust und Liebe, es kommt dir aus dem Herzen. Frontignan, euer Unterricht muß in der That gut sein, man merkts am Schüler. Aber auch die muntern Verse der

Canzonette haben mir recht wohlgefallen. Welchem Troubadour verdankt ihr sie, oder seid ihr selbst vielleicht Dichter geworden?"

„Das Liedchen hat sich der Bursche selber gedichtet, antwortete der Jongleur, er kann das Versemachen nicht lassen, und Meister Guiraut Borneil, bei dem er diesen Winter in der Schule war, hat ihn noch erst recht darin bestärkt, daß er sich zum Troubadour bilden soll."

„Guiraut von Borneil sagt ihr? Vor dem Manne hab' ich alle Achtung. Höre, Ademar, weißt du auch wohl, was ein Troubadour zu bedeuten hat?"

„Ein Troubadour, sprach der Jüngling, „soll sich gleich gut verstehn auf Leier und Schwert, damit er mit beiden wacker kämpfe für Ehr' und Ruhm, für Gott und seine Dame."

„Hm, dein Kriegslied ist in diesem Geist gesungen; hast du aber auch wirklich Lust, die Waffen einst zu führen, oder bist du nur ein Kriegsheld mit der Zunge?"

„Bei Sanct Georg," rief jener mit Begeisterung, indem er die Rechte schwörend emporhob, „ich werd' einst handeln, wie ich singe."

„Auf ein Wort, Frontignan," sprach der Bannerherr aufstehend und trat mit dem Jongleur in eine Fensterbrüstung. Beide redeten leise mit einander. Der Marseiller mußte erzählen, was er von Ademars Herkommen wußte, und Folco hörte dem Bericht mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Darauf that er plötzlich die

Frage: „Erinnert ihr euch wohl noch deutlich meines einzigen Sohnes, des Roderich, der vor drei Jahren beim Turnier zu Clermont durch einen unglücklichen Sturz das Leben verlor?"

„Vollkommen gnädiger Herr, es war ein schöner junger Ritter von schlankem Körperbau und edeln Zügen."

„Und findet ihr nicht, daß euer Schüler Ademar ihm auf das Täuschendste gleicht?"

„Hm, Aehnlichkeit ist wohl da, edler Herr, aber ich dächte doch ...."

„Sie gleichen sich wie ein Eichenblatt dem andern, wie ein junger Adler dem Zwillingsbruder, der mit ihm aus einem Nest entflog. Dieselbe Haltung, der nämliche Klang der Stimme, derselbe Blick des Auges, — Frontignan, ich kann euch nicht helfen, ihr müßt mir den Jungen überlassen. Verlangt, was ihr wollt, aber sagt nicht nein!"

„Mein gnädiger Herr von Ventadour hat über seinen gehorsamen Frontignan stets zu befehlen, der nichts bittet, als die Fortdauer eurer Gunst," erwiderte der kluge Jongleur, der wohl wußte, daß er bei dem Handel keinen Schaden leiden würde, und daß es auf der andern Seite gefährlich sei, einem der angesehensten Barone des Landes ungefällig zu begegnen.

„Ich dank' euch," antwortete Folco, dem Marseiller die Hand schüttelnd, „jetzt laßt mich mit dem Burschen reden."

„Ademar," begann er zu dem Jüngling sich wendend, „es bietet sich dir die Gelegenheit dar, dein Wort zum Ernst zu machen. Ich frage dich, ob du bei mir das Kriegshandwerk erlernen willst? Sollst die Verse dabei nicht vergessen, denn Folco versteht sich auch auf die heitere Wissenschaft. Frontignan ist es zufrieden, doch soll dir keine Gewalt geschehen."

„Edler Herr," rief Ademar entzückt, indem er sich auf ein Knie vor dem Bannerherrn niederließ, „ich bin der eurige mit Blut und Leben."

„Steh' auf, braver Junge, und gieb mir den Handschlag der Treue. Somit nehm' ich dich auf zum Genossen dieser Burg und werde väterlich an dir handeln, so lange du deine Pflicht streng bewahrst."

„Gaston," sprach er darauf zum Burgvogt gewendet, „hole mir doch gleich meine beiden Zöglinge herein, damit ich sie mit dem neuen Kameraden bekannt mache."

„Ihr handelt sehr überraschend gnädig an dem fremden Burschen, Baron Ventadour," antwortete dieser halblaut; „wird es sich auch schicken, daß die Söhne edler Häuser mit einem entlaufenen Schmiedegesellen zusammen erzogen werden, und wird euch überhaupt der lockere Jüngling, der sich an das wandernde Jongleurleben gewöhnt hat, eure väterliche Güte vergelten?"

„Er ist kein gemeiner Handwerkssohn, Gaston, wie ich eben von Frontignan erfahren. Ritterliches Blut fließt in seinen Adern, der Benedictinerabt zu Toulouse,

sein Oheim, gab ihm eine feine Bildung, und sein ganzes Wesen verräth, daß etwas Edles und Großes in ihm steckt. Und sieht er nicht meinem geliebten Roderich zum Sprechen ähnlich? Glaube mir, Bruder, Gott der Barmherzige hat dem trauernden Vater diesen Jüngling zugeführt. Geh, und hole mir die Edelknappen."

Es war die Sitte damaliger Zeit, daß selbst die Söhne der vornehmsten Grafen und Barone ihre Lehrzeit in der Burg eines durch Tapferkeit und Biedersinn ausgezeichneten Ritters bestehen mußten. Die erste Stufe des Dienstes war die des Pagen, welcher den ritterlichen Lehrherrn bedienen und allerhand häusliche Geschäfte verrichten mußte. Dabei empfing er zugleich Unterricht in allen gymnastischen Fertigkeiten, die ihn zum künftigen Waffendienste vorbereiteten. Die zweite Stufe war die des Edelknappen, welcher die höhern Waffenübungen erlernte, den Herrn auf Jagden und Turnieren begleitete und an seiner Seite ins Feld zog. Hatte er sich nun durch kriegerische Thaten hinlänglich ausgezeichnet, so wurde ihm die Ehre des dritten Grades, die Ritterwürde zu Theil, welche gleichsam das Meisterrecht in diesem adlichen Zunftwesen ausmachte.

Der Bannerherr Folco von Ventadour, der für einen der kriegserfahrendsten und wackersten Barone des Landes galt, war stets mit der Erziehung solcher jungen Leute beschäftigt. Eben befanden sich Hugo, zweiter Sohn des Grafen von Tarascon, und Guillem, Sohn des Herrn von Anduse, unter seiner Obhut. Wir lassen

die beiden jungen Leute durch den Burgvogt einführen und fassen ihr Aeußeres etwas näher ins Auge, da besonders der erstere derselben berufen ist, eine wichtige Rolle in unserm Drama zu spielen.

Hugo von Tarascon war ein schöner hoher Jüngling von achtzehn Jahren, mit hellbraunen Locken und lebhafter Gesichtsfarbe, dessen stolzes dunkles Auge das Bewußtsein seines Standes deutlich aussprach. In den etwas aufgeworfenen rothen Lippen thronten Uebermuth und Sinnlichkeit und die sich fast berührenden starken Augenbraunen sowie eine leichte Falte in der Mitte der Stirn gaben ihm etwas Trotziges und Düsteres, was durch die sanfte Persönlichkeit seines Waffengefährten um so mehr hervorgehoben wurde. — Guillem, welcher ein Jahr mehr zählte, war etwas kleiner, doch von stärkerem Knochen- und Muskelbau. Sein schlichtes Flachshaar scheitelte sich einfach auf der gutmüthigen Stirn, unter der ein Paar hellblaue treuherzige Augen hervorblickten; die Züge des runden Gesichts verriethen keine Spur von Stolz und Falschheit, man mußte ihn liebgewinnen, sobald man ihn ansah.

„Kommt nur näher, Kinder,“ rief der Bannerherr den Eintretenden entgegen „ich stelle euch hier einen neuen Kameraden, Ademar Rovenac vor, den ihr wie Brüder und Waffengefährten lieben werdet. Er wird das Kriegshandwerk bei mir erlernen, und ihr sollt ihm mit gutem Rath und Beispiel an die Hand gehn. Seid ihr ihm in der Waffenkunst überlegen, so ist er

dagegen wieder stärker in den schönen Künsten der Dichtung und der Musik, auf die ich viel halte, wie ihr wißt. Greift euch also gegenseitig unter die Arme, Kinder, damit ich Freude und Ehre an euch erlebe, und reicht euch jetzt zum Willkommen brüderlich die Hände!'

Rasch und herzlich reichte Guillem dem fremden Jüngling die Rechte; zögernd und mit Widerstreben gab ihm Hugo die seinige.

„So ist es recht," sprach Folco, „und nun führt den neuen Hausgenossen überall in der Burg herum, damit er das neue Leben liebgewinne, und bald aufhöre, sich hier fremd zu fühlen."

Blätter aus Ademars Tagebuch.

Als unser Ademar ein halbes Jahr unter der Leitung des ernsten Borneil verlebte, hatte ihn dieser gewöhnt, über seine täglichen Erfahrungen und Fortschritte Buch zu halten, und noch beim Scheiden mußt' er ihm geloben, dieser Gewohnheit möglichst treu zu bleiben. Wie nun jetzt die Trennungstunde von Frontignan heranrückte, bat der Jüngling letzteren inständig, daß er dem edlen Guiraut seine herzlichen Grüße bringen, und ihm versichern möge, daß er stets seiner Lehren eingedenk sein werde. Ja, sei es ihm möglich, so werd' er ihm einst sein Tagebuch senden, damit er sich selbst überzeuge, ob der Schüler seiner würdig ge-

blieben. Frontignan versprach es lachend, und meinte, daß Ademar wohl bald die pedantischen Narrenspossen vergessen würde. Doch er täuschte sich. Wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unangenehm sein wird, wenn wir ihnen einige Fragmente dieses neuen Tagebuchs vorlegen, weil es Beiträge zur Denkungsweise unsers Helden und zum damaligen Ritterleben enthält.

Rochemaure, den 15. April.

Heute war Herr Folco überaus gütig gegen mich. Nachmittags führte er mich in den Waffensaal, der groß und prächtig anzuschauen ist. Soviel Rüstungen, Schwerter, Lanzen, Streitkolben und Armbrüste habe ich noch nie beisammen gesehn. Alles ist wohl geordnet und blank gehalten. Besonders gefielen mir die alten Fahnen, die tief von den Wänden herabhingen; einige davon waren mit goldnen Halbmonden gestickt und sind den Ungläubigen im heiligen Kriege abgenommen worden. „Edler Herr," rief ich plötzlich, „könnt' ich doch auch einst in Palästina für den Sieg des Kreuzes kämpfen und solch' eine Fahne für euch mit nach Hause bringen!" — Herr Folco küßte mich auf die Stirn und wir gingen hinaus auf die große Terrasse, von wo aus man den freien Blick auf den Rhonestrom und die weite Umgegend hat. Wir setzten uns auf eine Basaltbank am Abhang des Felsens und schauten in die rothe Abendsonne. — „Ademar," sprach der Bannerherr, „lies mir doch die Aufgabe vor, die ich dir vorgestern gestellt habe." — Es war ein Sir=

ventes, welches die Gewaltstreiche der Großen gegen das Volk rügen sollte. Ich holte das Blatt und las; er hörte mir aufmerksam zu, schüttelte aber endlich den Kopf und sprach: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Ademar, die Canzone, besonders wenn sie die Liebe zum Gegenstande hat, gelingt dir ganz vortrefflich, aber in deinem Sirventes ist keine Wärme und Kraft." — „Das mag wohl daher kommen, edler Herr," erwiederte ich, weil man am Besten solche Dinge besingt, die man selbst angeschaut und empfunden hat. Habe ich mich erst einmal in der großen Welt umgetummelt, und Fürsten und Vasallen, Cleriker und Laien in ihren Verhältnissen beobachtet, so wird es auch wohl mit dem Sirventes besser von statten gehn.

„Hast du denn schon Liebesabenteuer erlebt," fragte er mich lächelnd, „weil dir das zärtliche Minnegedicht so gut gelingt?"

Ich wurde roth und schwieg, und Herr Folco drang nicht weiter in mich.

Den 1. Mai.

Diesen Morgen gab mir Bertran die erste Fechtstunde mit dem Schwert; später soll das Lanzenbrechen an die Reihe kommen. Ich kann es dem guten Bertran nicht genügsam danken, wieviel Mühe er sich mit mir giebt. Der Waffendienst ist in der That keine leichte Sache, und es gehört weit mehr dazu, ein tüchtiger Ritter zu sein, als ich mir früher einbildete. — Es ist gut, daß ich durch meinen vorigen Stand als

Waffenschmied schon manche Vorkenntniß von der Beschaffenheit der verschiedenen Waffen erlangt und mich bisweilen auch zum Scherz in ihrem Gebrauch geübt habe. Hätte ich nicht schon manchmal stundenlang einen Helm und Küraß auf dem Leibe getragen, ich müßte vergehen unter der Last dieser Eisenwucht. Darin haben freilich Hugo und Guillem einen großen Vortheil vor mir voraus, weil sie von Kindheit auf geübt worden sind, sich in Harnischen mit Leichtigkeit zu bewegen. Hugo lacht mich oft aus, wenn ich mich ungeschickt bei den Waffenübungen stelle, aber Guillem verfährt immer schonend mit mir. Es ist überhaupt eine gar liebevolle treue Seele dieser Guillem, der sich immer enger an mich anschließt. Hugo dagegen läßt es mich stets fühlen, daß er ein Grafensohn und ich ein Jüngling von geringem Stande sei. Noch widriger aber, als Hugo's Stolz, ist mir die hämische Kälte des Burgvogts, der sich darüber zu ärgern scheint, daß ich so unverdienter Weise beim Bannerherrn in Gnaden stehe. Wohl begreife ich es selbst nicht, weshalb ich mich dieser hohen Gunst erfreue; denn was kann der arme Ademar dem edlen Folco nützen? Bertran meint, es käme daher, weil ich dem verstorbenen Sohne sehr ähnlich sehe. Aber das ist ja wieder nicht mein Verdienst! — Sei dem, wie ihm wolle, ich will mich redlich bemühen, durch Gesinnung und That der väterlichen Liebe des trefflichen Mannes würdig zu werden. O könnt' ich ihm einst vergelten, was er an mir thut!

Am 3. October.

Mein Burgleben in Rochemaure gefällt mir täglich besser. Herr Folco lobte mich heut bei der Turnierübung, daß ich bügelfest zu reiten und meinen Lanzenstoß kräftig zu führen verstände. Da pochte mir das Herz vor Wonne, und ich dachte mir dabei, wie meine Margarida sich freuen würde, wenn sie mich so stattlich im blanken Harnisch auf meinem Rappen erblickte.

Auch mit dem Armbrustschießen glückt es mir jetzt recht gut, denn ich habe ein scharfes Auge. Diesen Nachmittag traf ich den Falken auf der Scheibe gerade in's Auge, nachdem Hugo dreimal vorher gefehlt hatte. Doch das war vielleicht Zufall.

Morgen werden wir ein großes Treibjagen halten. Der Leibschütz Rollo hat mich gut auf alle Arten der Jagd eingeübt. Besonders macht mir die Falkenbeize viel Vergnügen. Rollo meint, daß auch edle Frauen dieses Vergnügen lieben, nnd daß es ein gar artiges Schauspiel sei, wenn die schönen Jägerinnen auf ihren weißen Zeltern mit dem Vogel auf der Hand einhergeritten kämen. O, wenn ich einst meine Margarida so sehen könnte! — Manche Canzone hab' ich jetzt unter falschen Namen an sie gedichtet, und damit Folco's Lob verdient. Aber auch die kräftigen Kriegslieder gelingen mir jetzt besser, seitdem ich selber das Schwert zu führen verstehe; und doppelt gern greif' ich des Abends zur Mandore, wenn ich mich den Tag

über im Dienst getummelt habe. — Es ist mir nur unlieb, wenn der Bannerherr meine Verse meinen beiden Cameraden zum Muster aufstellt. Denn Hugo, der Fähigkeit besitzt, verachtet die Kunst, und dem guten Guillem, der den besten Willen hat, fehlt es an Feuer und Tiefe. Aber Herr Folco meint nun einmal, daß jeder Ritter die Troubadourkunst verstehen müsse, und da treiben sie denn das edle Dichten, wie das Flechten von Schanzkörben und das Zuspitzen von Palisaden.

Am 10. November.

Mein gütiger Beschützer hat mich zum Oberaufseher der Waffenschmiede unserer Burg ernannt, weil er glaubt, daß ich die Sache besser verstehe, als die Handwerker, die er aus Valence kommen ließ. In der That freut es mich, daß ich manche Verbesserung in der Werkstatt getroffen habe, und ich erinnere mich dabei mit Dankbarkeit an meinen guten Oheim Raimon Rovenac in Toulouse. Ueberhaupt hat mir das Verständniß dieser Kunst die meisten Freunde bei der Burggenossenschaft erworben. Zerbricht einem etwas an der Rüstung oder an der Hellebarde, oder am Degengefäß, gleich bin ich bei der Hand und weiß rasche Abhülfe zu schaffen. Seitdem schilt mich niemand mehr einen Toulouser Schmiedegesellen, und selbst Hugo scheint mir gewogener, seit ich ihm neulich eine schöne Armbrust gemacht habe, womit er leichter und sicherer umgeht.

Am 20. December.

Seit drei Tagen wüthet nun der rasende Sturm um den Basaltfelsen von Rochemaure, als wollt er das mächtige Schloß mit seinen zwölf Thürmen in den Abgrund reißen. Aber Rochemaure hält sich wacker, wie es einer Ritterburg ziemt, wenn auch bisweilen eine Schieferplatte oder Wetterfahne in die Rhone hinabstürzt. Die Berge und Thäler sind mit Schnee bedeckt, und die Wege so gefahrvoll, daß seit vierzehn Tagen an keine Jagdparthie mehr zu denken ist. Mir auch recht, denn das Treiben und Lärmen, was die beständigen Besuche der Barone der Umgegend verursachten, wurde mir oft unerträglich. Der Weinkeller meines Pflegevaters wird es auch empfunden haben, denn es ist unglaublich, was die erlauchten Herren für Helden im Trinken sind; selbst Gaucelm Faidit wäre ein Stümper dagegen. Nur Herr Folco blieb immer mäßig und nüchtern, und sprach verständig, wenn mancher andre unsittliche Reden ausstieß. Auf das Würfelspiel waren auch die meisten wie besessen; was von Zeit zwischen Jagen und Schmausen übrig blieb, das wurde am Würfeltische todtgeschlagen, wo die Goldstücken in lockenden Haufen schimmerten. Da gab es ein Fluchen und Zähneknirschen, wildes Scherzen und Auslachen durch einander, daß mir oft ganz wüst und bang dabei zu Muthe ward. Herr Folco mischte sich selten unter die Würfler, sondern saß gewöhnlich mit einem oder dem andern ältern Ritter beim Schachspiel, was er leidenschaftlich liebt. —

Jetzt ist es stiller geworden im Schlosse. Des Morgens früh werden Waffenübungen in einer bedeckten Halle gehalten. Nachmittags führe ich die Aufsicht in der Werkstatt, und Abends unterrichtet Herr Folco mich und Hugo nebst Guillem in der Verskunst oder in den Regeln der Courtoisie. Gewöhnlich pflegt auch der würdige Schloßkaplan Pater Anastasius eine Stunde lang etwas aus einem erbaulichen Buche vorzulesen und uns junge Leute dabei zu katechisiren. Ich hab' ihn recht lieb, diesen guten Vater Anastasius mit seinem silberweißen Lockenkranz, und er hat mich auch lieb, weil ich durch Onkel Ambrosius im Religionswesen fest geworden bin und immer bündige Antworten zu geben weiß.

Zehnte Schilderung.

Die Marquise von Malaspina.

Sie kommt, mit jedem Schönheitsreiz gerüstet,
Der auf das Männerherz allmächtig zielt;
Jetzt, Troubadour, der sich mit Treue brüstet,
Zeig', ob du liebst, ob Liebe nur gespielt!

Die Schwalben bauten wieder an den zerstörten Nestern auf den runden Thürmen von Rochemaure und die Lerchen hoben sich jubelnd aus den grünen Gefilden des Rhonethals, als es eines Tages lebendiger, wie seit langer Zeit, in den alten Mauern herging. Kämmerer und Zofen rannten geschäftig durch einander und eilten nach dem südlich gelegenen Schloßflügel.

„Aber so sagt mir nur, Bertran," fragte Ademar den über den Burghof schreitenden Veteranen, „was man für Besuch erwartet, daß die sechs Damastzimmer da oben so prächtig und bequem eingerichtet werden? Ihr wißt, daß der Bannerherr mit uns jungen Leuten

nie von solchen Sachen spricht, und daß neugieriges Fragen sich keiner unterstehen darf."

„Ich will dir's wohl vertrauen, lieber Ademar, wenn du reinen Mund halten willst."

„Meine Hand darauf, Väterchen."

„Nun sieh, der edle Bannerherr hatte noch einen jüngern Bruder, Herrn Robert zu Chalançon, der auf einer italienischen Reise die reizende Tochter des Marchese von Malaspina zu Rom kennen lernte und sie von dort heimführte. Zwei Jahre nach seiner Vermählung zog Robert mit unserm Herrn in den Kampf, der damals zwischen unserm gnädigen König Philipp August und der Liga von Flandern ausgebrochen war, wobei er sein Leben verlor. Die junge muntere Frau, die jetzt wohl erst sechsundzwanzig Jahr zählen wird, blieb einsam trauernd und kinderlos auf ihrem Witwensitz zurück. Sie ist schön und feurig, aber hochfahrend und stolz auf ihre Abkunft, weshalb sie sich noch immer die Marquise von Malaspina nennen läßt. Jährlich einmal pflegt sie ihren Schwager auf Rochemaure zu besuchen und gewöhnlich drei bis vier Wochen hier zu bleiben. So einen Besuch der schönen Garcinde erwarten wir nun in diesen Tagen."

„Garcinde nanntet ihr die Marquise?" fragte Ademar, dem eine Erinnerung durch das Gedächtniß zog.

„Ja, Garcinde heißt sie mit ihrem Taufnamen."

„Wird sie diesesmal auch so lange hier bleiben?"

„Vor der Hand wohl nicht, denn ...... aber ich

weiß doch wirklich nicht, ob ich dir das zweite Geheimniß auch anvertrauen darf.“

„Es ist so gut bei mir aufgehoben, als das erste, Vater Bertran,“ antwortete der Jüngling, indem er den Alten freundlich bittend ansah.

„Ja, wenn du mich so ansiehst, lieber Junge, da kann ich alter Plauderer vollends nicht widerstehn. Nun paß wohl auf, denn jetzt kommts wichtig,“ sprach Bertran, indem er sich den grauen Knebelbart strich. „Unser gnädiger Herr hat außer dem verstorbenen Junker Roderich noch ein jüngeres Töchterlein gehabt, dessen Geburt jedoch die gnädige Frau blos ein Jahr überlebte, denn sie war eine zarte fromme Dame, die mehr dem Himmel, als der Erde angehörte. Auf ihrem Sterbebette nun hat sie dem Eheherrn das Versprechen abgenommen, daß er das Kind gleich nach ihrem Tode in ein Kloster bringen wolle, welchem eine alte Base von ihr als Aebtissin vorsteht. In diesem Kloster nun sollte das Fräulein still und fromm bis zum vollendeten achtzehnten Jahre erzogen werden, wo es dann erklären möge, ob es den Schleier nehme oder nicht. Auch mußte Herr Folco versprechen, das Kind nicht eher, als bis nach erfolgter Entscheidung wiederzusehn, damit es nicht durch die Sehnsucht nach dem Vater an die Welt gefesselt und der Himmelsbrautschaft abtrünnig würde.“

„Und wie heißt das Kloster?“ fragte Ademar blitzschnell einfallend.

„Das Kloster der Benedictinerinnen bei Narbonne, aber höre weiter. Nach meiner Berechnung ist nun die Zeit bald da, wo das Fräulein das achtzehnte Jahr vollenden wird. Ferner pflegt die Marquise niemals so früh im Jahr, sondern immer erst im Juli uns zu besuchen. Ich schließe also, obschon mir Herr Folco kein Wort davon gesagt hat, daß die Ankunft der Schwägerin diesesmal etwas Besonderes zu bedeuten hat, will so viel heißen, daß die Marquise wahrscheinlich von unserm gnädigen Herrn hierher berufen worden ist, um das Töchterlein aus dem Kloster abzuholen, dafern das liebe Kind nicht vielleicht den Schleier wählen sollte, was ihr der liebe Gott um meines edeln Herrn willen hoffentlich nicht zulassen wird."

„Und der Name des Fräuleins," fragte Ademar mit freudeleuchtenden Augen, „weißt du vielleicht auch diesen?"

„Ei freilich weiß ich ihn," antwortete jener „die selige Frau hieß ja eben so und der Bannerherr ruft oft genug, wenn er sich allein glaubt, Marga...."

Hier ließ sich der dreimalige Trompetenstoß des Wächters vom höchsten Thurm vernehmen. Gleichzeitig sprengte Hugo von Tarascon mit verhängtem Zügel in den Schloßhof herein und rief vom Pferde springend: „Wir bekommen Gäste, eben sah ich einen von vier stattlichen Schimmeln gezogenen Wagen auf der Fähre von Montelimart über die Rhone setzen. Vier gut bewaffnete Schützen zu Roß hielten daneben und fragten den

Fährmann: „Wie weit es noch bis Rochemaure sei?" Da bin ich denn spornstreichs hergeritten, um dem Bannerherrrn die Fremden anzumelden." Mit diesen Worten stürmte Hugo die Treppe hinauf.

„Ei, da muß ich auch gleich fort," rief Bertran, dem Jüngling folgend.

Ademar blieb wie angewurzelt stehen. Die frohe Botschaft, die er so eben aus dem Munde des Alten erfahren, versenkte ihn in süße Schwärmerei, aus der er vielleicht noch lange nicht erwacht wäre, wenn nicht das weiße Viergespann plötzlich mit dem hohen Reisewagen über die Zugbrücke zum Hofthor herein gerasselt wäre.

Ungestüm drängt' er die Lakaien hinweg, welche der Gebieterin den Wagenschlag öffnen wollten, und selbst diesen Dienst verrichtend, bot er der Aufstehenden den Arm zum Herabsteigen. Es war allerdings niemand anders, als Garcinde von Malaspina, welche Ueberraschungen liebend ihre Reise schneller, als sie angekündigt, vollendet hatte.

„Dank dir, bello giovane," redete sie unsern Troubadour an, indem sie ihm einen freundlichen Blick aus den großen dunkeln Feueraugen zuwarf. „Ich erinnere mich nicht, daß ich dich im vorigen Sommer auf Rochemaure gesehn hätte. Wo bist du her und wie heißt du?"

„Ademar bin ich genannt, Marchesa, und Toulouse ist meine Vaterstadt," antwortete der Jüngling, indem

er die schöne hohe Frau mit Wohlgefallen betrachtete. Das grünsammtene mit feinem Pelzwerk verbrämte Reisekleid, womit sie sich gegen die scharfe Märzluft geschützt hatte, und das schwarze Federbarett, welches das regelmäßige kühne Römergesicht beschattete, gaben ihr den Anstrich einer stolzen Jägerin, und Ademar fühlte wohl, daß Männerherzen ihrem Pfeil so wenig entgehn würden, wie die Hirsche des Waldes.

„Und wie kommst du nach Rochemaure?" fuhr die Marquise im sanften Tone fort.

„Ich bildete mich zum Troubadour, und zog mit Meister Frontignan, dem Jongleur vom Marseille, im Lande umher. So kam ich auch in dieses Schloß, wo mich der edle Bannerherr in seine Dienste nahm und mich im ritterlichen Wesen unterrichtet."

„Da thut er wohl daran, denn du scheinst mir ein gelehriger Schüler. Komm, Troubadour, und geleite mich zu deinem Herrn."

Wir folgen der Marquise in die für sie bestimmten Zimmer und belauschen das Gespräch, was sich dort zwischen ihr und Folco entspinnt.

„Also morgen früh schon willst du weiter nach Narbonne? Unmöglich, liebe Garcinde! Du mußt dich wenigstens einige Tage bei mir von den Beschwerden der schnellen Reise erholen."

„Die Malaspina's wissen nichts von Beschwerden und Müdigkeit, wo es der Vollziehung einer Pflicht gilt," antwortete die Marquise mit stolzem

Selbstgefühl. „Wir haben heute schon den fünfundzwanzigsten März, und einige Tage vor dem entscheidenden sechsten April möchte ich doch gern in Narbonne eingetroffen sein. Die Reise wird mich ohnedies etwas länger aufhalten, da ich den Weg durch die Cevennen nehmen will."

„Thue es nicht, liebe Schwägerin; die Cevennen wimmeln seit einigen Jahren von räuberischen Brabançons *), auch sind die Straßen bodenlos und gefährliche Felsenstürze in dieser Jahreszeit nicht selten."

„Immerzu," entgegnete die Marquise lachend, „so giebt es doch Abwechselung. Ich habe den langweiligen Weg über Nismes und Montpellier nun oft genug gemacht, jetzt will ich es einmal mit den Gebirgen versuchen."

„Sei es denn, doch nur nicht auf dem Rückwege, wenn du meine Margarida bei dir hast; das verbiete ich dir streng kraft meines väterlichen Rechts; versprich es mir."

„Sei ohne Sorgen für dein Töchterlein," entgegnete Garcinde, indem sie dem Ritter die schöne Hand hinreichte, „sie soll dir unversehrt ausgeliefert werden."

„Ach, wenn sie nur nicht den unglücklichen Schleier ergreift!"

„Das glaub' ich dir mit Gewißheit verneinen zu

*) So nannte man damals die aus den entlassenen Söldlingen entstandenen Räuberbanden, weil sich viele Flamänder, Brabançons, darunter befanden.

können. Als ich sie das letztemal besuchte, war sie wie umgewandelt, und schien nicht die mindeste Neigung mehr für die Himmelsbrautschaft zu haben. Aus dem schüchternen Kinde, das nur für sein Kloster lebte, war ein munteres, blühendes Mädchen geworden, das mir die Sehnsucht nach der Rückkehr in die Welt ganz offen eingestand. Wodurch sich diese seltsame Veränderung zugetragen, begreife ich selbst nicht. Die alte Nonne Eusebia fabelte mir etwas von einer Erscheinung des Apostels Johannes vor, die Margarida gehabt haben sollte, und behauptete, daß sich ihr Betragen seitdem auffallend verändert; doch das ist eine abgeschmackte Schwätzerin."

„Jedenfalls war es die Eingebung eines guten Engels, die ihr den Sinn gewendet. Thue dein Mögliches, daß sie den Entschluß mit Festigkeit ausführt. Noch fürchte ich immer den Einfluß der alten Aebtissin, die sich mit jeder neugeworbenen Nonne eine neue Sprosse auf der Leiter zur Heiligenwürde zu bauen meint."

Am Abend dieses Tages finden wir die ritterliche Burggenossenschaft in Folco's Wohnzimmer versammelt und den Accorden Ademars lauschend, welcher einige neue Lieder zum Klange seiner Zither vorträgt.

„Schwager," begann die Marquise, welche dem Sänger mit sichtlichem Wohlgefallen zugehorcht hatte, „du mußt mir deinen Troubadour zum Reisebegleiter mitgeben. Auf einer langen, ernsten Straße durch Wälder und Felsen ist dem Gemüthe ein heiteres Lied nöthiger,

als sonst, und ein muthiger Paladin scheint er mir auch."

„Mit Freuden, liebe Garcinde," entgegnete der Bannerherr, „ich hätte dich ohnedies nicht ohne Bedeckung aus Rochemaure reisen lassen — Ademar," sprach er darauf zu unserem Freunde, „du wirst morgen früh um fünf Uhr mit zwölf der tapfersten Reisigen, die ich auswählen werde, dich zum Aufbruch bereit halten. Du wirst die Marquise von Malaspina nach Narbonne und von da wieder zurück nach Rochemaure geleiten. Du haftest dafür, daß weder ihr noch der Dame, die sie in Narbonne abholen wird, irgend ein Unheil widerfahre."

„Ich lasse mein Leben, oder führe euch die Damen sicher nach der Burg" antwortete Ademar, dem die Freude aus den Augen glänzte.

Der junge Graf von Tarascon schoß einen neidischen Blick auf den Troubadour, und der Burgvogt zog die buschigen Augenbraunen dichter zusammen, indem er zugleich mit einer Miene des Vorwurfs nach der Marquise schielte. Ademar konnte die ganze Nacht kein Auge schließen; tausend anmuthige Bilder jagten wie leichte Wolken an seiner Phantasie vorüber und das Herz bebte ihm von fröhlichen Gefühlen. Bei früher Morgendämmerung eilte er schon in den Marstall und zäumte sein treues schwarzes Roß zum langen Ritt sorgfältig auf. „Trage mich sicher zu meinem Liebchen, wackerer Roland!" rief er dem blankgeschirrten Hengste

zu, indem er ihm traulich mit der flachen Hand auf den Nacken klopfte, und sich dann rasch in die Bügel schwang.

Im Schloßhofe übergab ihm der Bannerherr das Commando über die ausgewählte Mannschaft und ermahnte ihn nochmals zur strengen Vollziehung des übernommenen Auftrags. Bald darauf erschien die Marquise mit ihren Zofen, um in den vorgefahrenen Wagen zu steigen, dessen vier muthige Renner ungeduldig auf das Basaltpflaster stampften. Noch einmal umarmte sie den Schwager und sprang dann fröhlich in das wandernde Haus.

Ademar ordnete darauf den Zug dergestalt, daß die eine Hälfte der Reisigen die Vorhut bildete, er selbst mit den vier Schützen der Marquise den Wagen umringte und die zweite Hälfte der Reiter den Nachtrab machte. „Marsch!“ commandirte der junge Befehlshaber mit frohem Selbstgefühl, der Trompeter des kleinen Zugs blies die Fanfare, die Trommel der Schloßwache antwortete mit ihren Wirbelschlägen und der Wagen rollte über die Zugbrücke von Rochemaure.

Zwei Tage waren den Reisenden ohne Abenteuer verstrichen, als man sich einer tiefen waldigen Thalschlucht nahte, die sich sechs Stunden lang zwischen hohen Felswänden hinzog, welche hin und wieder durch andere einmündende Seitengründe unterbrochen wurden. Am Eingange des Thals lag ein ärmliches Dorf, dessen wildaussehende Bewohner mit den düstern halbzerfallenen

Hütten in Einklang standen. — Ademar beschloß hier, über die Richtung und Sicherheit der Straße Erkundigung einzuziehen und einen der Bauern als Führer mitzunehmen. Ein verwegener siebzehnjähriger Bursch, den man auf ein Handpferd setzte, ließ sich ohne Umstände zu dem Dienst gebrauchen und versicherte, daß der schwarze Enric, so nannte er den Hauptmann der Brabançons, sich schon seit einem Vierteljahre nicht mehr in der Umgegend habe blicken lassen.

„Ich wollte, er käme heut wieder auf den Einfall," rief die Marquise dem zur Seite reitenden Ademar zu.

„Für euch fechtend, Marchesa," entgegnete der Troubadour, „fürchte ich weder den schwarzen Enric, noch den schwarzen Höllenfürsten selbst. Auf jeden Fall aber wollen wir uns in Bereitschaft setzen. Zieht die Schwerter, ihr Reisigen, und ihr, Schützen, spannt die Bogen an und legt die Bolzen auf die Armbrüste."

So gerüstet betrat unsere Caravane die schauerliche Straße, über welche majestätische Fichten und hundertjährige Eichen oft ihre schattigen Zweige ausstreckten. Wie colossale Geistergestalten hoben sich zu beiden Seiten über die untern Waldberge des Thales starre Felsgebilde empor, bald die Form eines Unthiers, bald die eines geharnischten Ritters oder eines Mönchs in faltenreicher Stola nachahmend. Nur selten unterbrach ein über die Felskuppen hinschwebender Steinadler mit seinem Gekreisch die lautlose Stille. Auch der muntern Garcinde schien sich der Ernst der Natur mitgetheilt zu

haben, denn schweigend blickte sie auf die ihr gegenüber sitzenden zwei Mädchen, die sich ebenfalls furchtsam an einander schmiegten.

Da erklang plötzlich von zwei Seiten zugleich der schrillende Ton von kleinen Pfeifen, und bald darauf stürzten mit Blitzesschnelle aus den waldigen Bergseiten zwei schwarze Haufen dämonischer Gestalten, mit Spießen, krummen Säbeln und stachligen Streitkolben bewaffnet, hervor.

„Umzingelt den Wagen, Schützen!“ commandirte Ademar. „Sanct Georg mit uns, ihr Reisigen! Drauf!“

Ein hitziges Gefecht entbrannte zwischen den Partheien, die beide mit Erbitterung auf einander eindrangen. Zwei Reisigen waren bereits getödtet und mehre verwundet. Jetzt war von einem der Räuber, der sich durch Größe und Anzug auszeichnete, auch einer der Leibschützen zur Linken des Wagens durchbohrt worden, und schon hatte der Sieger den Kutschenschlag aufgerissen und die todtenbleiche Garcinde beim Arm erfaßt, als Ademar plötzlich von der rechten Seite hinübersprengend dem Verwegenen mit einem Schwerthiebe den Kopf spaltete, daß er rücklings zu Boden stürzte.

Beim Anblick des sinkenden Führers, welchen der Wegweiser späterhin als den schwarzen Enric bezeichnete, ergriff die übrige Bande die Flucht; sechs der ihrigen bedeckten den Kampfplatz.

Nur mit Mühe gelang es den vereinigten Anstrengungen Ademars und der beiden Zofen die ohnmächtige Marquise wieder in's Leben zu rufen. Ihr erster Blick fiel auf den schönen Jüngling, in dessen Armen sie mit aufgelösten Haaren und offenem Gewande ruhte.

„Ademar, mein Lebensretter!" rief sie begeistert aus, und fiel ihm mit Thränen des Dankes um den Hals. „Du bist doch nicht verwundet, o sprich!"

„Ich nicht, Marchesa, erwiederte dieser, aber drei der unsrigen liegen entseelt auf der Wahlstatt und mehre bluten aus tiefen Wunden." —

„Gott, Gott," rief sie mit Händeringen, „ihr Blut kommt auf mein Schuldbuch! Helft, wo noch zu helfen ist, packt meine Kleider aus, zerreißt alles und verbindet die Unglücklichen."

Garcinde und ihre leichtfertigen Zofen verwandelten sich auf eine halbe Stunde in barmherzige Schwestern, die Leidenden tröstend und pflegend. Für die Todten wurden Seelenmessen gelobt. Darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung und fand spät Abends in einigen Köhlerhütten Obdach.

Bis zur Nacht hielt die ernste bußfertige Stimmung der Marquise guten Stand; doch schon am nächsten Morgen war ihre Laune wieder so frisch, wie die von Thau perlenden Blätter und Blüthen. „Ademar," rief sie dem eintretenden Troubadour, der sie zum Aufbruch mahnte, entgegen, „Ademar, ich habe dir ge-

stern nur flüchtig gedankt, so benommen war ich von dem furchtbaren Vorfall. Nimm jetzt diese Kette von mir, mit der ich dich zu meinem Ritter weihe. Du hast den Anspruch dir schon durch die That verdient, doch will die Gewohnheit auch das äußere Zeichen."

Mit diesen Worten nahm sie einen kostbaren Schmuck von ihrem Busen und hing ihn dem vor ihr knieenden Jüngling um den Hals. Schweigend empfing ihn der Ueberraschte und küßte die Hand der schönen Geberin.

In Ademars Inneren herrschte jetzt ein seltsames Gemisch von Gefühlen. Er konnte sich's nicht bergen, daß Garcinde reizend war und daß sie Eindruck auf ihn gemacht hatte; seine Eitelkeit fühlte sich durch die sichtbare Auszeichnung geschmeichelt, und sein Herz empfand Dankbarkeit für sie, weil er ihr das baldige Wiedersehen der Geliebten schuldig sein sollte. Doch eben der Gedanke an Margariden war es auch, der keine wahre Leidenschaft in seinem Herzen für die Marquise aufkommen ließ. Er gab sich der Nothwendigkeit gerade nur soweit hin, als er mußte, nicht mehr und nicht weniger. Garcinde war eine jener gebieterischen Schönheiten, die jedem Männerherzen eine gewisse Huldigung abzwingen. Ihre Gestalt war eben so imposant, als üppigblühend; ihr Blick und ihre Züge eine Ebbe und Fluth von Stolz und Zärtlichkeit, von Sieggefühl und Hingebung. Dieser Zauber konnte auch auf unsern Ademar nicht ohne Wirkung bleiben. Seine pflicht-

gemäße Courtoisie verwandelte sich bald in bereitwilligen Diensteifer, und wenn sein Auge dem ihrigen begegnete oder seine Hand die ihrige berührte, so fühlte er sein Blut heißer in den Adern rollen. Auch besaß Garcinde eine schöne klangvolle Stimme, die sie in der Schule des Gesanges nach ihrer Landesweise gebildet hatte. Wenn die Reisenden Abends im Nachtquartier Halt machten, dann griffen beide gleich zu ihren Zithern und erfreuten sich theils einzeln vortragend, theils vereint im harmonischen Zweigesang. Spät legte man sich zur Ruhe, nur durch leichte Scheidewand getrennt in angrenzenden Kammern schlummernd. Das trauliche Frühstück vereinigte bald auf's Neue, und kaum war die Marquise vom Troubadour in den Wagen gehoben, so bestieg er schnell seinen Roland, um stets am Wagenschlage trabend das süße Zwiegespräch fortzusetzen. Oft, wenn Garcinde des Sitzens müde war, oder wenn eine schöne Berggegend sie zur weiteren Umsicht lockte, ging sie eine Strecke zu Fuß, vom Arm ihres Beschützers geleitet. Flink und immer galant befriedigte er jeden Einfall ihrer Laune, klomm bald an steilen Abhängen empor, um eine purpurne Blume zu pflücken, oder suchte nach Erdbeeren im Waldmoose, oder holte einen frischen Quelltrunk aus tiefer Schlucht herauf.

Auf einem jener einsamen Spaziergänge entdeckte die Marquise auch ihrem Begleiter, wer die Dame sei, die sie aus Narbonne abholen sollte. Ademar erröthete bis an die Stirn bei Nennung des theuern Namens.

„Sie ist ein gutes frommes Kind, mit hellblauen Augen und blonden Haaren," sprach die Malaspina. „Eine besondere Schönheit ist sie eben nicht, auch zeigt sie nichts Hohes in der Gestalt und im Wesen, doch eine weiße Hautfarbe hat sie, wie meist die echten Blondinen, das muß man ihr lassen. Ihre Augen. . . . ."

„Sind engelschön!" fiel Ademar plötzlich ein.

„Woher weißt du denn das?" fragte die Marquise verwundert.

„Ich dachte mir's so, weil sie eine halbe Nonne ist, die sich gewiß viel mit Engeln beschäftigt," antwortete Ademar etwas verlegen.

„Ach so," lächelte Garcinde, „du hast eine vortheilhafte Meinung von den Nonnen, wie ich merke; glaube mir, guter Junge, es giebt auch recht häßliche unter ihnen. Margarida's Augen sind unschuldig und munter, aber auch nichts weiter."

Neun Tage waren verschwunden, als die Reisenden eines Morgens vor einem Stadtthor hielten, über welchem das Wappen von Narbonne in Stein gehauen war. Die Malaspina blickte zärtlich wehmüthig auf den Troubadour, doch blitzschnell fuhr auch der begeisternde Gedanke an Margarida durch Ademar's Brust, das Herz klopfte ungestüm in seinem Busen und seine Augen leuchteten im höhern Feuer.

Garcinde, nicht ahnend, was jetzt in des Jünglings Brust vorging, bat ihn, nach dem Schlosse der

Vizgräfin vorauszueilen und sie bei Ermengarden anzumelden, die ihr stets eine gastfreundliche Aufnahme zu gewähren pflegte. Der Troubadour gab seinem Pferde die Sporen und gallopirte durch die Straßen von Narbonne nach dem wohlbekannten Burgthor. Zufällig begegnete ihm der Hofdichter Peire Rogier, welcher sich kaum von seinem Erstaunen über Ademars plötzliches Erscheinen und günstigen Glückswechsel erholen konnte. Auch die Vizgräfin empfing ihn mit sichtlicher Theilnahme und drückte ihre Freude über die Ankunft der Gastfreundin aus.

„Noch einmal mußt du mir Quartier geben, liebe Ermengarde," rief die eintretende Marquise der Vizgräfinn munter entgegen; „aber tröste dich, ich komme nicht wieder, denn dieß ist die letzte meiner Pflichtreisen nach Narbonne." —

„Ich hoffe du wirst nicht Wort halten, und die Pflicht der Freundschaft gegen mich an die Stelle der Pflicht der Vormundschaft über Margarida treten lassen," antwortete Ermengarde, die Freundin umarmend.

Ademar ward mit dem Befehle entlassen, sich nicht vom Schloß zu entfernen, damit er jederzeit zur Disposition der Gebieterin sei. — Umsonst bot der gute Rogier alles auf, um den jungen Gastfreund zu belustigen, umsonst ertheilte ihm Ermengarde die schönsten Lobsprüche über seine Fortschritte in der edlen Sangeskunst, umsonst pries Garcinde sein ritterliches

Benehmen bei dem Ueberfall der räuberischen Brabançons in den Cevennen. Ademar blieb still wie ein Gefangener und träumte sich sehnsuchtsvoll in seine trauliche Myrthenlaube im Klostergarten, dem er so nahe war, und den er doch nicht erreichen konnte.

Eilfte Schilderung.

Wiedersehen.

O Liebe mit dem Kinderglauben,
Dein Reich ist fern von Stand und Rang!
Tritt in die Welt, mit Kett' und Schrauben
Umspannt dich ihr verhaßter Zwang!

Der verhängnißvolle sechste April war da. Es war neun Uhr des Morgens, als der Galawagen der Vizgräfin vorfuhr, um die Malaspina in's Kloster zu bringen. „Du wirst mich zu Pferde begleiten und im Hofe der Benedictinerinnen auf meine Rückkehr warten," sprach sie zu dem eintretenden Troubadour.

Zwei Fräuleins vom Dienst der Vizgräfin erschienen und führten die Marquise die Treppe hinab; Pagen mit flatternden Achselbändern ritten vor, Ademar bestieg seinen Roland, und der Zug setzte sich nach dem Kloster in Bewegung. Wie pochte unserm Troubadour das Herz vor Angst und Hoffnung zugleich!

Das finstere Klosterthor that sich auf, und herein

rollte der Wagen in den stillen Hofraum. Die Pförtnerin öffnete der Marquise und den Hoffräuleins die eiserne Treppenthür, die sich alsbald wieder hinter ihnen schloß.

„Ein verwünschtes Nest, Olivier, so ein Kloster,“ begann der eine Page zum andern gewendet, „ich möchte nicht begraben sein in diesen langweiligen Mauern.“

„Ich auch nicht, Aimeric,“ antwortete jener „überall nur Eisengitter und Riegel, man ist ja wie in einer Frohnveste. Da lob ich mir das lustige Hofleben.“ — „Können wir denn gar nichts von der Ceremonie sehen?“ fragte Ademar den erstern. „Hören wohl, wenn sie in der Kapelle ihren weinerlichen Choral anstimmen werden, aber sehen nichts, so lange wir uns nicht in Weibsbilder verwandeln können,“ erwiederte Olivier.

„Ich dächte doch, wir ritten näher an den Bogengang heran, der die Kapelle mit dem Kloster verbindet,“ meinte Aimeric; „durch die großen Bogenfenster können wir wenigstens den Zug beobachten, wenn er hinüber schleicht.“

„Hast Recht, Kamerad,“ entgegnete Ademar und lenkte sein Roß nach dem schwebenden Corridor hin. Eine ängstliche Stunde verging für unsern Troubadour, die ihm durch das Anhören der faden Gemeinplätze der beiden Pagen nur noch lästiger wurde.

Endlich ward der dunkle Gang von Kerzenschimmer erfüllt, und Paar und Paar bewegte sich die

Schaar der frommen Jungfrauen langsam in die Kirche hinüber. In der Mitte des Zuges schritt Margarida festlich geschmückt mit einem weißen Rosenkranz in den goldnen Locken. — „Sie ist's!“ rief Ademar vor Entzücken und drückte zugleich dem armen Roland die Sporen so scharf in die Flanken, daß das verletzte Thier sich kerzenhoch aufbäumte.

„Was gerathet ihr denn so außer euch, Kamerad?“ fragte Olivier. „Hübsch war sie, das ist gewiß, aber deßwegen möcht' ich doch nicht vom Pferde fallen. Ihr müßt ein großer Liebhaber von Blondinen sein.“

Ademar antwortete nicht. Die Orgel begann ihr Spiel, das majestätisch wie brausende Meereswogen hallte, und bald erklang der fromme Choral, wie ein Schiff der Hoffnung auf den steigenden Wellen schwebend. Nun ward es still. Ademar ritt ganz dicht an die Kirchenfenster heran, doch sie waren zu hoch angebracht, um die Einsicht in das Innere des Heiligthums zu gestatten. Nach einer halben Stunde ertönte der Gesang aufs Neue, und der Zug bewegte sich über den Corridor in das Kloster zurück.

„Nun werden wir's ja bald erfahren, ob sie den himmlischen oder den irdischen Bräutigam vorzieht,“ lachte Olivier.

„Ich wette sechs Flaschen Roussillon, sie thut das letztere,“ sprach dieser, „was meinst du Aimeric?“

„Ich sage, das Mädchen ist Nonne geworden,

denn einer von uns beiden muß doch anderer Meinung sein, sonst kommt es ja nicht zum Trinken."

„Topp, die Wette gilt, Ademar ist Zeuge."

Ademar aber hörte kaum auf den wichtigen Vertrag, sondern drückte seinen Federhut tief in die Stirn, daß die herabwallenden Federn das Gesicht zur Hälfte beschatteten, hoffend, daß der fremdartige Anzug und der Knebelbart ihn auf den ersten Blick für Margarida unkenntlich machen würden. Aber wenn sie ihn dennoch erkannte, wenn sie vom Gefühl überwältigt sich verrieth? Er wagte nicht an die Folgen zu denken.

Da klirrten die Schlüssel, die Pforte ging auf und heraus trat Garcinde mit der holdseligen Margarida und der alten Eusebia, die von der theuern Pflegbefohlnen gerührten Abschied nahm. „Lebe wohl, gute Schwester Eusebia!" rief die Kleine, indem sie der Nonne noch einmal um den Hals fiel und dann rasch in den Wagen stieg. Ademar hatte sich vorgenommen, das Gesicht zu verbergen, aber er konnte kein Auge von der Geliebten abwenden, die als herrlich entfaltete Jungfrau vor ihm stand; das reizende Gesichtchen war vom Weinen geröthet und an den Wangen herab perlten noch einige Thränchen; Ademar hätte sie wegküssen mögen.

Als man wieder im Schloß angelangt war, hielt sich unser Troubadour doch etwas bei Seite, um nicht von Margarida beim Aussteigen bemerkt zu werden. Kaum waren die Damen hinaufgegangen, so bat er

den Pagen Olivier, ihn bei der Vizgräfin und der Marquise zu entschuldigen, wenn er heut seinen Dienst verabsäume, weil er sich plötzlich sehr unwohl fühle. Darauf zog er sich in sein Zimmer zurück, und durchdachte alle Möglichkeiten, wie er am besten die gefürchtete Katastrophe vermeiden könne.

Inzwischen hatten Ermengarde und Garcinde die Nachricht von der verstellten Krankheit empfangen, und, von Besorgniß erfüllt, den Hofdichter Rogier an Ademar abgeschickt.

Beim Eintreten desselben fiel es dem Jüngling wie Nebel von den Augen. „Ihr müßt mein Retter sein!" rief er dem Staunenden heftig entgegen.

„Du bist im Fieber, armer Freund," antwortete jener, „ich bin nicht der Arzt, sondern Rogier der Troubadour."

„Ihr seid jetzt mein Arzt, guter Don Rogier, hört mich geduldig an."

Ademar erzählte ihm darauf den uns bekannten Verlauf seiner Schicksale, und beschwor den Hofdichter, ihm zu einer geheimen Unterredung mit Margarida zu verhelfen, bevor er sie in Garcindens Gegenwart sehen müsse. Rogier versprach es, obschon er das Wie noch selbst nicht klar begriff. Ademar umarmte ihn stürmisch und überließ sich seinen phantastischen Hoffnungen.

Um drei Uhr Nachmittags stürzte Rogier plötzlich wieder in das Zimmer unsers Freundes. „Verliere

keinen Augenblick," sprach er, „und folge mir in den Park, alles geht nach Wunsch, der Gott der Liebenden ist mit euch!"

Ademar sprang rasch vom Ruhebette, nahm Hut und Degen, und folgte dem Freunde in den Garten.

„Nach Aufhebung der Mittagstafel," begann Rogier unterwegs, „fand ich Gelegenheit, mit Fräulein Margarida einige Augenblicke allein zu sprechen, da mir Ermengarde zufällig auftrug, ihr die Aussicht vom Balcon nach den Gebirgen zu zeigen. Mit kurzen Worten vollzog ich deinen Auftrag. Bei Nennung deines Namens schlug sie vor Freuden in die kleinen Hände und wäre mir fast vor Entzücken um den Hals gefallen. O du Glücklicher, wie bist du zu beneiden! Dir wird heiße Gegenliebe zu Theil, aber mir ..."

„Weiter, theurer Rogier, weiter um's Himmelswillen ...."

„Sie begriff die Nothwendigkeit der Zusammenkunft und ich erklärte, daß sich sogleich eine schickliche Gelegenheit darböte, indem die Vizgräfin und die Marquise sehr bald ihre Sieste halten würden; sie möge sich dann nur die Erlaubniß ausbitten, in meiner Begleitung den Park zu besuchen. Alles ging nach Wunsch, und jetzt wartet sie auf unsere Rückkehr im Dianentempel; ich werde Wache stehen, daß ihr ungestört seid."

Eilig durchflog der Glückliche die schattigen Gänge der Pinien und Platanen, die ihn zum verborgenen Heiligthume führten. Nachtigallen schlugen in den Ge-

büschen der Tempelumgebung und frisch aufgeblühte Rosen verhauchten ihre Düfte, als nähmen sie Antheil an der schönen Stunde des Wiedersehens.

„Hier will ich warten,“ sagte Rogier, „denn nur dieser Gang führt zum Tempelchen; ein Schlag in die flache Hand sei das Zeichen, daß Ueberraschung droht.“

Leise schritt Ademar den Pfad hinab und erblickte bald das marmorne Standbild der göttlichen Jägerin, das in der kleinen Säulennische verborgen war. Doch neben dem strengen Marmorgesicht ward bald noch ein lebensvolles Engelsköpfchen mit frischen Augen und Wangen sichtbar, und „Ademar! Margarida!“ klang es von zwei zitternden Stimmen, und zwei Herzen schlugen eng an einander.

Erzählen, Fragen, Antworten, Küssen, Lachen und Weinen, dies alles ging wie ein Blumenlabyrinth so bunt durch einander, daß schwerlich ein kalter Zuhörer daraus klug geworden wäre. Der arme Troubadour hatte Mühe, dem unschuldigen Wesen, das noch nicht die Taufe der Vorurtheile erhalten hatte, begreiflich zu machen, welche Kluft die Gesetzgebung der Gesellschaft zwischen ihnen gezogen habe, von welcher die Gesetzgebung des Herzens so verschieden ist.

„Also dürfen wir noch nicht meinen Vater um seinen Segen bitten?“ fragte sie endlich kleinlaut.

„Nein, theure Margarida, ja nicht einmal verrathen dürfen wir gegen ihn oder Garcinden, oder gegen

sonst irgend ein Wesen, daß wir uns je gekannt und daß unsere Herzen sich in Liebe vereinigt haben. Versprich mir das, mein Wohl und das deinige hängt davon ab."

„Ach Gott, das ist ja sehr hart," antwortete das Mädchen indem sie ihre Hand in die seinige legte, „daß ich keiner Seele vertrauen soll, was mir doch so viel Freude macht! Ich war froh, daß das Schweigen und Verbergen mit dem Klosterleben ein Ende haben sollte und nun geht es wieder von Neuem an. Werden wir denn nie unser Ziel erreichen, lieber Ademar, sprich, werden wir nie?"

„Gewiß werden wir, meine Margarida!" rief der Jüngling, indem er sie freudig in die Arme schloß. „Wenn ich mir einst durch mein gutes Schwert und durch Blut und Wunden die Ritterwürde erkämpft habe, dann trete ich frei vor deinen edlen Vater hin und entdecke ihm unsere Liebe, und bitte mit Zuversicht: „Gebt mir eure Margarida zur Hausfrau."

„Ach wenn du doch schon Ritter wärst, Ademar!"

Hier klang das Warnungszeichen des Wächters. Der Troubadour floh in die Gebüsche hinter den Tempel und Margarida eilte hinaus zu Rogier, der mit ihr unbefangen die Kastanienallee hinabwandelte, wo sie der Vizgräfin und Marquise begegneten.

„Wie du vom Herumlaufen in der Sonnengluth erhitzt bist," sprach verweisend die Malaspina, indem sie dem Mädchen die brennende Stirn befühlte. Fast

bereue ich es, daß ich dir erlaubte, gleich Nachmittags den Spaziergang zu unternehmen."

„Schilt doch nicht das arme Kind, Garcinde," sagte die Vizgräfin begütigend; „es ist ihr ja alles neu, wie einem Vögelchen, das dem Käfig entflogen ist. Hat dir Rogier alles gezeigt, liebe Margarida, und was hat dir am besten gefallen?"

„O sehr viel haben wir gesehen," antwortete die Kleine, indem sie Ermengarden die Hand küßte; den Blumengarten und den Obstgarten, die Fasanerie und die Goldfischchen, den großen Springbrunnen und den Wasserfall, aber am besten — hat mir doch der Dianentempel gefallen."

„Bist du schon in der Amorsgrotte gewesen?" fragte die Vizgräfin.

„Nein, da waren wir noch nicht."

„So wollen wir dich jetzt hinführen; wir werden einige Erfrischungen dort finden. Ihr aber, lieber Rogier, seid so gut, unsern Kranken indeß zu besuchen und uns dann Bericht zu erstatten."

Der ernste Rogier konnte sich bei diesem Befehl kaum eines Lächelns enthalten, und eilte, den glücklichen Kranken aufzusuchen, während Margarida von ihrer Beschützerin zu dem schalkhaften Liebesgott geführt wurde, der sie schon längst gefunden hatte. Am nächsten Morgen meldete sich der Genesene wieder zum Dienst. Die drei Damen saßen eben beim Frühstück, als er in den luftigen Gartensaal eintrat.

„Nun Gott sei Dank, daß die Krankheit so rasch vorüber ist,“ rief ihm die Vizgräfin entgegen, „du hast uns recht viel Sorge gemacht, Ademar.“

„So muß ich der Krankheit zugleich zürnen, daß sie euch bekümmerte, erlauchte Damen, und sie segnen, daß sie mir diese Ehre zuwandte,“ erwiderte Ademar mit Galanterie, indem er sich ehrfurchtsvoll gegen die Vizgräfin und Marquise verbeugte.

„Jawohl hast du auch mich recht in Angst gesetzt,“ nahm Garcinde das Wort. „Jetzt aber tritt näher und huldige deinem Burgfräulein.“

„Edles Fräulein von Ventadour, empfangt das Gelöbniß unverbrüchlicher Treue und pünktlichen Gehorsams von eurem unterthänigen Diener Ademar!“ sprach der Troubadour, indem er sich auf ein Knie vor der Geliebten niederließ und sich anschickte, die Fingerspitzen ihres Handschuhes zu küssen.

„Was das nun für Narrenspossen sind!“ lachte Margarida in ihrer Unschuld, indem sie ihn mit der Hand sanft zurückstieß.

„Er weiß, was sich schickt,“ antwortete Garcinde, einen strafenden Blick auf jene werfend, „du aber scheinst es zu vergessen, denn dein Betragen war so eben sehr kindisch und abgeschmackt. Kein Wunder freilich, wenn man bis zum vollendeten achtzehnten Jahr blos für die Zelle und nicht für das Ritterschloß erzogen worden ist! Es ist Zeit, daß du unter meine Zucht kommst, um die Regeln der Courtoisie zu erlernen.“

„Seid nur nicht gleich böse, Tante Garcinde," sagte die Kleine bittend, „ich will gewiß recht folgsam sein."

Ademar zog sich in den Hintergrund und nahm sich in Acht, der Geliebten mit seinen Blicken zu begegnen.

Margarida selbst war im Laufe des Morgens schüchtern und einsilbig, weil sie sich vor neuen Scheltworten fürchtete; doch die fröhliche Musik der Mittagstafel hatte ihr bald die muntere Laune zurückgegeben.

Noch einige Tage verweilte die Marquise in Narbonne, während welcher Ermengarde die unbefangene Margarida immer lieber gewann und nicht aufhörte, sie mit Geschenken und Liebkosungen zu überhäufen. Ungern entließ sie das anmuthige Wesen aus ihren Armen und empfahl Garcinden, die Nichte stets mit Schonung und Liebe zu behandeln.

Die Rückreise, zu welcher die gewöhnliche sichere Straße über Montpellier gewählt wurde, ging ohne Abenteuer von statten. Margarida gewann durch ihre kindliche Gutmüthigkeit und Unterwerfung die stolze Marquise, und gewöhnte sich allmählig an die neue Rolle des Ritterfräuleins, die ihr von der Tante täglich einstudirt wurde. Gegen Ademar war sie scheinbar kalt und vornehm, wußte ihm aber dies alles durch die zärtlichsten Blicke und Worte wieder zehnfach zu vergelten, sobald sie mit ihm allein war.

Die Malaspina ihrerseits, die sich vor der unbe-

deutenden Klosterpensionärin keinen Zwang anthat, setzte ihre Koketterien mit dem Troubadour ohne Rückhalt fort; ja es schien ihr eine Art von Freude zu gewähren, der Nichte ein kleines Vorspiel von ihren Siegen über die Männerwelt zu geben. — Ademar, welcher das Mißliche seiner Lage recht wohl fühlte, konnnte es dennoch nicht vermeiden, der Beschützerin mit Höflichkeit und Zuvorkommenheit zu begegnen und bisweilen sogar Aeußerungen zu thun, die an Zuneigung grenzten.

So arglos nun auch die Kleine war, so konnte das Auffallende dieses Betragens doch ihrem natürlichen Weiberscharfblick nicht entgehn, und sie erlaubte sich daher bei nächster Gelegenheit, unsern Troubadour darüber in's Gebet zu nehmen. Doch die Vertheidigung des Geliebten war so brav und ehrlich, er wußte es ihr so klar zu beweisen, daß nur unter dem Deckmantel dieser Courtoisie gegen die Marquise ihre eigne Liebe sicher sei, daß ihm Margarida nicht nur die volle Absolution gab, sondern auch für die Zukunft die nöthige Dispensation zu seiner Rolle als Servant d'amour der Malaspina ertheilte, dafern er sich nur streng auf der Grenzlinie ritterlicher Höflichkeit halte. —

Zwölfte Schilderung.

Liebeswirren.

Wie die Fäden sich verschlingen
Im verwornen Liebesspiel!
Nebenbuhler sollen ringen
Sich bekämpfend um das Ziel!

Es war ein sonniger Frühlingsabend, als sich die heimkehrende Caravane dem Castanienwäldchen nahte, welches die südliche Grenze des Burggebietes von Rochemaure bildete. An einer aus grünen Zweigen und Blumengewinden errichteten Festarkade hielt ein Trupp von jungen Landleuten, welche die Ankommenden mit Musik und Gesang begrüßten und ihnen dann fröhlich voraneilten. Bald darauf wirbelte ihnen eine Staubwolke entgegen und eine Schaar von Reitern nahte sich im gestreckten Trabe. „Unser Herr kommt!" rief Ademar den Frauen in den Wagen zu. Beide sprangen heraus, und im Nu war auch der edle Folco vom Roß

und umarmte gerührt die liebliche Tochter, die sich freudig erröthend an die hohe Gestalt des Vaters schmiegte.

„Nein so schön und hold hab' ich mir sie doch nicht gedacht," sprach er zur Marquise, „und diesen Engel mußt' ich so lang' entbehren!"

„Macht sie nur nicht eitel mit euren Lobsprüchen," entgegnete die Malaspina. „Ihr Väter verderbt immer die hübschen erwachsenen Töchter, indem ihr in die Liebhaberrolle verfallt."

„Nun Gott sei gelobt, daß ich sie endlich wieder habe! Ich danke dir von Herzen, liebe Garcinde, daß du mir mein Kleinod zurückgeführt hast."

„Dankt auch dem jungen wackern Paladin hier," rief die Marquise auf Ademar zeigend, „seiner Tapferkeit verdanke ich die Rettung meines Lebens."

„Ich weiß alles," antwortete Folco; „dein Leibschütz Robert, welchen du als Courier vorausschicktest, hat mir schon das Gefecht mit den Brabançons weitläufig erzählt. Ademar hat gehandelt, wie ich es von ihm erwartet. Gieb mir die Hand, braver Junge."

„Ach Schwager," seufzte die Marquise, „ich habe strafbar leichtsinnig gehandelt; zwei deiner tapfern Reisigen ....."

„Sind todt, ich weiß alles. Laß die Todten ruhen. Georg und Martin sind als wackere Reiterknechte für ihre Pflicht gefallen, besser in der Schlacht geendet, als auf langweiligem Siechbett! Jetzt vorwärts nach Rochemaure!"

Am Fuße des Schloßberges war die ganze Besatzung unter Gastons Commando aufgestellt; ihm zur Seite standen Hugo und Guillem mit gezogenen Degen. Beim Erscheinen der Damen begann das Spiel der Feldmusik, die Fahnen senkten sich und ein donnerndes Lebehoch der bärtigen Hellebardiere und Reisigen begrüßte das neue Burgfräulein. Unter lautem Jubel ward die freudetrunkene Margarida hinaufgeführt, und Folco geleitete sie und die Malaspina in den für sie eingerichteten Flügel des Schlosses.

„Hier wirst du wohnen, liebe Margarida," sprach er freundlich zur Tochter, „und Tante Garcinde wird vor der Hand ein Jahr bei uns bleiben, um dich in allen Pflichten deines neuen Standes zu unterweisen. Du wirst ihr die Achtung und den Gehorsam bezeigen, welchen du bisher für deine Aebtissin zu hegen gewohnt warst."

„Gewiß, das werd' ich," antwortete die Kleine, indem sie dem Vater die Hand küßte.

Am Abend dieses frohen Tages befanden sich die Damen in Folco's Wohnzimmer, wo sich auch der Burgvogt und die beiden adlichen Zöglinge nebst Ademar versammelten.

„Ritter Gaston, mein treuer Burgvogt," sprach der Bannerherr zur Tochter, „den ich dir als meinen bewährtesten Freund und Kampfgenossen vorstelle." — Margarida zuckte unwillkührlich zusammen, als ihre

Augen den dämonischen Blicken des Rothbärtigen begegneten.

„Hier, der junge Graf Hugo, der zweite Sohn meines alten Waffengefährten Guy von Tarascon, und hier Guillem, Sohn des Herrn von Anduse, die beide von mir in den ritterlichen Künsten unterrichtet werden, und mit denen du, wie mit lieben Hausgenossen freundlich umgehn wirst."

„Kinder," sprach darauf der Bannerherr zu den drei jungen Leuten mit Traulichkeit, „ich kann euch nicht sagen, wie wohl mir heut zu Muth ist, seit wieder Frauen in diese Mauern eingezogen sind. Was wäre der Ritterstand ohne die Achtung und Liebe für edle Frauen! Sie sind es, die unser Leben im Frieden verschönern, die unsere Feste veredeln, den Sänger zum Liede entflammen, das Herz mit den reinsten Gefühlen erwärmen und den Willen zum Guten lenken; sie sind es, die uns Begeisterung zum Kampfe einhauchen, die unsern Arm im Gefechte stählen und uns ruhmvoll siegen oder sterben lehren. Deßhalb, liebe Kinder, ist es eine alte ehrwürdige Sitte, daß jeder Jüngling sich um die Gunst einer Dame bewerbe und ihrem Dienst als servant d'amour sich weihe. Von ihrem schönen Munde empfängt er den Unterricht in den Pflichten der Courtoisie, von ihren Händen erhält er die ersten Belohnungen für seine Siege im Turniere und für die wichtigern Thaten auf dem Schlachtfelde. Freut euch

deßhalb, daß auch in unsern Kreis jetzt edle Damen eingetreten sind, und ....."

„Was mich betrifft," fiel die Marquise ein, „so habe ich bereits meinen Ritter gewählt. Ademar hat sich durch meine Lebensrettung in den Cevennen so gegründeten Anspruch auf meine Dankbarkeit erworben, daß ich ihn gleich am Tage nach dem Gefecht zu meinem Paladin geweiht habe. Seht die Kette und die Schärpe, womit ich ihn schmückte; Purpur und Gold sind meine Farben!"

„Das freut mich um seinetwillen," antwortete Folco scherzend, „denn du verstehst das Fach der Lehrmeisterin aus dem Grunde, liebe Garcinde."

Der Burgvogt blickte finster vor sich hin, während Ademar von der Malaspina diese öffentliche Auszeichnung empfing. Der junge Tarascon aber bemühte sich den ganzen Abend, der schönen Margarida gefällig zu werden, die ihn jedoch bloß mit gemessener Höflichkeit behandelte und keineswegs vor Guillem auszeichnete.

Einige Wochen später sehn wir die Marquise, im traulichen Gespräch mit ihrem Schwager begriffen, in dem am Fuße des Schloßberges gelegenen Garten lustwandeln.

„Ich wiederhole es dir, liebe Garcinde," sprach der Bannerherr, „daß mir viel daran gelegen ist, daß Hugo und Margarida sich näher kennen lernen und aneinander Geschmack finden. Hugo's Vater und ich sind, wie du weißt, alte Freunde, und es war ein langgehegter Lieb-

lingsplan von uns beiden, daß einst zwischen seinem zweiten Sohne und meiner Margarida, falls sie den Schleier nicht wählte, eine Verbindung stattfinden möchte. Da mir Gott keine Söhne geschenkt hat, so soll Hugo meinen Namen annehmen, und einst der Erbe von Rochemaure werden. Deßhalb hat ihn auch der alte Tarascon zu mir in die Lehre gegeben und ich bin mit dem Jüngling wohlzufrieden."

„Mir gefällt er auch recht gut," antwortete die Malaspina; „laß mich nur machen, Margarida muß deinen Wunsch erfüllen."

Nein, Schwester, müssen soll meine Margarida nicht, nur wenn ihr eignes Herz sich für Hugo entscheidet, soll er ihr Gatte werden, sonst nimmer. Mein Auftrag an dich geht nur so weit, daß du beiden Gelegenheit giebst, sich bisweilen ungestört zu sehen, daß du von Hugo Gutes gegen Margarida sprichst und ihre Meinung über ihn erforschest, kurz, daß du das Aufkeimen einer gegenseitigen Neigung begünstigst und die aufsprossende Liebe unter deine Pflege nimmst. Verstehst du mich?"

„Lehre du die Frauen Weisheit in Herzenssachen von den Männern kennen!" entgegnete die Marquise spöttisch.

„Und wie bist du sonst mit Margarida zufrieden?" fragte der Bannerherr.

„Ziemlich gut; sie ist sanft und folgsam, nur fällt

es ihr etwas schwer, sich in die Sitten ihres neuen Standes zu finden. Ich habe Noth, sie dahin zu bringen, daß sie sich von ihren Zofen bedienen läßt; immer will sie sich selbst ankleiden, sich selbst alles holen und fertigen, wie sie es im Kloster gewohnt war. Auch that sie anfangs mit jedermann zu freundlich und wollte mit allen wie mit Brüdern und Schwestern umgehn. Als ich ihr dieß verwies, sprang sie wieder in das Gegentheil über, und wurde kalt und zurückstoßend. So ist es z. B. mit Ademar der Fall, dem sie jetzt kaum antwortet, wenn er sie anredet, und kaum ansieht, wenn er ihr etwas hinreicht. Und doch ist Ademar nicht als ein gewöhnlicher Diener zu betrachten."

„Sie wird schon die richtige Mittellinie finden lernen," antwortete Folco, habe nur Geduld mit dem lieben Kinde, daß mir täglich theurer wird."

Kaum hatte sich der Bannerherr von der Malaspina entfernt, so begegnete letzterer der Burgvogt, der sie geheimnißvoll um einige Augenblicke Gehör bat.

„So redet, Gaston, was wollt ihr von mir? Euer düstres Wesen hat etwas Aengstigendes, Zusammenschnürendes."

„Auch mir wird das Herz im Busen zusammengeschnürt, Marchesa, wenn ich Zeuge davon bin, wie ihr eure kostbare Gunst an diesen unwürdigen Ademar verschwendet."

„Haltet ein, Gaston, dieser Jüngling ist der Retter meines Lebens."

„Mag sein, er that, was jeder andre Reitersknecht aus Dienstpflicht auch gethan hätte. So etwas belohnt man allenfalls mit einer Hand voll Gold, aber noch nie pflegten die Damen des edlen Hauses Malaspina einen entlaufenen Schmiedegesellen zum Paladin zu wählen.“

„Was sagt ihr, Gaston, einen entlaufenen Schmiedegesellen?“

Nichts mehr und nichts weniger. Ademar ist der Neffe des Waffenschmieds Rovenac zu Toulouse, welchem er entfloh, um mit dem Jongleur Frontignan ein Paar Jahre im Land umher zu ziehen, bis sich endlich Herr Folco in den Milchbart vergaffte. Fragt euern Schwager, ob ich lüge?“

„Lästert nicht, Burgvogt, ich weiß alles. Verhältnisse haben dem edlen Jüngling, in dessen Adern ritterliches Blut rollt, für eine Zeitlang eine niedrige Stellung angewiesen; doch der junge Adler fühlte die Kraft seiner Schwingen und hob sich bald zum Felsenhorst empor.“

„Ihr glaubt wohl auch an das Mährchen, daß der Bursch von einem Ritter abstamme? Sei's auch, ist denn ein Bastard eurer Gunst würdiger, dieser Gunst, die ihr einst mir, dem edlen Nachkommen der Durforts, stolz versagtet?“

„Ihr thut wohl daran, Gaston, daß ihr die Quelle eures Hasses selbst verrathet. Eure Schmähreden

machen mir Ademar nur um so theurer. Herzoginnen und Königinnen haben sich nicht geschämt, auf die Loblieder der Troubadours zu lauschen und ihnen huldvoll zu begegnen; warum sollt es einer Malaspina zur Schande gereichen? Ademar ist bereits geadelt durch die schöne Gabe des Gesanges und durch den ritterlichen Muth in seiner Brust, das äußere Zeichen wird ihm nicht entgehn. Wer weiß, Burgvogt, ob eure Urahnen von edlerem Herkommen waren, als Ademar's Verwandte! Eure neidische Gesinnung zeigt wenigstens nicht von ritterlicher Denkart. Meine Gunst ist ein freies Geschenk meines Herzens, womit ich schalten kann, wie mir beliebt!"

„Ihr seid außer euch, Marchesa," erwiderte Gaston mit erzwungener Fassung; „verzeiht dem redlichen Freunde, der euch durch seinen Eifer mißfällig wurde, und mög' es euch nie gereuen, den treuen Rath verschmäht zu haben. Ich verlasse euch mit dem Versprechen, diese Saite nie wieder zu berühren."

Unsere Leser vernahmen aus dem so eben mitgetheilten Gespräch, daß Garcinde dem Burgvogt nicht gleichgültig war. In der That hatte die feurige Italienerin gleich bei ihrem ersten Erscheinen Eindruck auf das sonst kalte Herz Gastons gemacht, und kaum war sie Wittwe geworden, so war er auch mit ernsthaften Bewerbungen um ihre Hand vorgetreten. Nicht ohne Einfluß auf den güterlosen Durfort mochte dabei wohl auch die Hoffnung auf den Erwerb der schönen Herr-

schaft Chalançon sein, welche ihm Garcinde als Braut zugebracht haben würde. Es gehörte jedoch ein starkes Verkennen seiner Persönlichkeit dazu, um der schönen, reichen und hochfahrenden Marquise einen solchen Antrag zu machen. Mit vornehmer Kälte ward er zurückgewiesen und mit kaum verhehltem Spott bedeutet, daß die Hand einer Malaspina, welche italienische Fürsten ausgeschlagen habe, sich nimmer mit der eines französischen Burgdieners vereinigen könne. Man hätte glauben sollen, daß ein mit so bittern Früchten gefüllter Korb die Liebe sogleich in Haß verwandelt hätte; doch die menschliche Seele ist ein so räthselhaftes, inconsequentes Ding, daß sie oft die verständigsten Schlußfolgerungen im Stich läßt. So war es auch hier der Fall. Der Zorn des Burgvogts war nur vorübergehend, und wich allmählig der mächtigern Neigung für Garcinden, die ihn auch wieder mit Achtung und Höflichkeit behandelte, nachdem er seine zärtlichen Zudringlichkeiten beseitigt hatte. Gaston war einer jener Männer, die bei vielem eigenthümlichen Scharfsinn und Verstande dennoch, wenn es auf das Verhältniß zu Frauen ankommt, ihren Werth überschätzen, und die daher nie aufhören zu hoffen, wenn sie sich einmal die Erringung des Sieges in den Kopf gesetzt haben. Diese Hoffnung war nun auch bisher durch nichts gestört worden, als unser Ademar jene Flamme in Garcindens Brust entzündete, die sie weder verhehlen konnte, noch wollte. Gaston hatte sehr viel auf die Wirkung des Gesprächs

gerechnet, wovon wir so eben Zeugen waren, und fand sich daher nicht wenig betroffen, als ihm die Marquise mit so festem Widerstand begegnete. Indessen gab er als guter Taktiker seinen Plan noch keineswegs verloren. Stolz war einer der Hauptzüge in Garcindens Character und diesen Stolz hatte er durch seine Stachelworte wieder etwas aufgeregt; die mächtigere Leidenschaft der Liebe hielt denselben zwar vor der Hand noch im Zaume, doch es bedurfte ja nur eines günstigen Zufalls, um dieser Liebe einen Stoß beizubringen, und dann trat der sich neuerhebende Stolz wieder als Gastons Verbündeter gegen Ademar auf. Wir überlassen den hämischen Schachspieler seinen Berechnungen, und wenden uns zu der lieblichen Erscheinung Margarida's, welche rein und strahlend wie ein Engel des Lichts in der trüben Welt der Falschheit und des Hasses dastand.

So sehr sich auch die Malaspina bemühte, ihr eine Neigung für den jungen Grafen Tarascon einzuflößen, so scheiterten doch alle diese Anstrengungen an Margarida's treuem Herzen, das blos ihrem Ademar angehörte. Ja, wäre selbst Ademar nicht gewesen, so würde der wilde Hugo, dem die sinnliche Gluth aus den Augen leuchtete, das zartfühlende Mädchen nimmer gewonnen haben. Wie jene feingestimmte Pflanze, die bei jeder Berührung ihre Blätter zusammenfaltet, zog sie sich in seiner Nähe schüchtern in sich selbst zurück, und befand sie sich durch Garcindens Veranstaltung mit ihm

allein, und der kecke Jüngling trat ihr mit zudringlichem Angriff entgegen, so wußte sie ihm durch die stille Macht ihrer weiblichen Würde und Unschuld so zu imponiren, daß er sich keine Ueberschreitung der Grenzen des Anstandes zu erlauben wagte. —

Weit schwieriger aber wurde ihr das Benehmen gegen Ademar, den sie mit höflicher Gemessenheit behandeln mußte, während das Herz im Busen ihm stürmisch entgegenpochte. — Dazu kam das Gefährliche der Annäherung, in die sie oft zum Geliebten gesetzt wurde. Die Bildung Margarida's zum Ritterfräulein machte es nämlich nöthig, daß sie auch Unterricht im Reiten und in den Künsten der Jagd erhielt. Garcinde, die in beiden wohl erfahren war, ließ es sich nicht nehmen, auch hierin die Lehrerin der Nichte abzugeben; und da nun Ademar sich immer im Gefolge der Marquise befinden mußte, so ward auch ihm ein Theil des Lehreramts übertragen. Oft fügte es sich nun hierbei, daß die Liebenden zu Minuten und Viertelstunden allein waren, und dann loderte die zusammengepreßte Gluth um so ungestümer aus beiden Herzen sich entgegen.

Wie schwärmte die Phantasie des Troubadours im wonnigen Entzücken, als er seine Margarida zum erstenmal im grünen Jagdkleide mit dem Falken auf der Hand erblickte. Das schöne Bild, das ihm früher in seinen Träumen vorgeschwebt hatte, stand nun verwirklicht vor ihm; es war die flüchtige Jagdgöttin, mit allen Reizen der Grazien geschmückt. Der weiße

spanische Zelter, den ihr der Vater geschenkt hatte, schien stolz auf seine schöne Bürde zu sein; denn edel trug er den Schwanenhals mit langflatternder Mähne und zierlich hob und streckt' er die zartgebauten Schenkel zum sanften Galopp. Margarida selbst hatte ihre anfängliche mädchenhafte Furchtsamkeit überwunden und saß keck auf ihrem weichen Sattel, den Zügel mit der Linken regierend, während sie auf der Rechten den wohlabgerichteten Falken am Stahlkettchen hielt. Bis zum Moment der Loslassung waren dem Thiere die Augen verbunden, damit es dann um so begieriger auf seine Beute losschießen sollte. Eben war man auf einer Bergebene angelangt, wo das Auge einer weiten Aussicht genoß. „Hier wollen wir den Eclair loslassen," sprach die Marquise, „denn auf dieser Höhe pflegt immer etwas für seinen Schnabel aufzustoßen."

Ademar nahm dem Eclair, so hieß der Falke, die Augenbinde oder sogenannte Haube sorgfältig ab, streichelte ihm liebkosend das Köpfchen, ermahnte ihn, seine Sache gut zu machen und löste dann das Kettchen von der rechten Klaue.

„Nun gieb Acht, Margarida, wie der Vogel auffliegt," rief die Marquise eifrig, „verliere ihn keinen Augenblick aus dem Gesicht, und fliegt er zu weit, so müssen wir seiner Richtung sogleich nachfolgen. Hat er die Beute gefaßt, und sich damit aufgeschwungen, so mußt du ihn mit der Lockpfeife wieder aus der Höhe herabrufen, und Ademar wird ihm den Gefangenen aus

den Klauen nehmen, du aber mußt den Vogel loben und streicheln und ihm ein Stückchen von dem mitgebrachten Fleisch reichen.“

Kaum war dem Falken das Kettchen gelöst, so breitete er freudig die graublauen Schwingen aus, rollte die feuersprühenden Augen und erhob sich steilgerade in den klaren Aether; mehre Minuten lang hielt er sich auf einer Stelle schwebend; da flog plötzlich in der Ferne ein Volk Repphühner schwirrend empor; pfeilschnell schoß der Raubvogel herab, ergriff eines derselben und flog damit geschwind wieder hinauf. Sogleich ließ Margarida ihre Lockpfeife ertönen, doch vergebens; der Falke nahm eine entgegengesetzte Richtung.

„Vorwärts, ihm nach!“ befahl Garcinde, indem sie ihrem Rosse die Sporen gab und es nach Osten trieb. Ademar und Margarida thaten dasselbe, doch plötzlich sah man sich im Fortritt durch eine breite Felskluft gehemmt.

„Verwünscht,“ rief die Marquise, „wir können nicht weiter! Der Eclair ist der beste Falke meines Schwagers, ich wäre untröstlich, wenn wir ihn verlören.“

„Erwartet mich hier, edle Damen!“ antwortete Ademar, und mit einem Satz überflog er auf seinem Roland den Abgrund. Nicht lange, so hörte man aus der Ferne den Klang seiner Lockpfeife und nach fünf Minuten sprang der kühne Reiter abermals über die

Spalte und überreichte Margariden den Falken, welcher das blutende Repphuhn in den Klauen hielt.

Wär' ich König von Frankreich," sprach die Malaspina mit freudeblitzenden Augen, „du würdest noch heute Oberfalconier, Ademar! Das war ein Sprung, wie ich noch keinen gesehn!"

Margarida war noch so erschrocken, daß sie kein Wort reden konnte. „So dank' ihm doch, wie er es verdient," rief ihr die Marquise zürnend zu, „nicht alle Tage wagt ein Troubadour sein Leben, um dir einen Falken wieder zu schaffen. Gieb ihm die Hand, und sieh' ihn freundlich an, ich verlange es."

„Ich dank' euch von Herzen, lieber Ademar," sprach das Mädchen erröthend, indem es die Rechte dem Jüngling hinreichte, welcher sie hochachtungsvoll mit den Lippen berührte.

„Nun, so war's recht," setzte Garcinde zufrieden hinzu. „Jetzt, Ademar, nehmt dem Eclair die Beute ab und gebt ihn dann wieder dem Fräulein, damit wir unsere Jagd fortsetzen."

Es dürfte manchem unserer Leser vielleicht befremdend scheinen, daß die Malaspina ihre junge Nebenbuhlerin selbst zu einer Gunstbezeugung gegen Ademar aufmunterte, doch Garcinde war weit entfernt, die Nichte dafür zu halten. Sie nahm sie für ein unbedeutendes junges Mädchen in klösterlicher Einfalt erzogen, welches weder selbst tief empfinde, noch andern eine Leidenschaft einflößen könne. Die Gleichgültigkeit, mit

welcher Margarida sich gegen Hugo und Guillem betrug, und die Kälte, mit der sie dem Anschein nach den Troubadour behandelte, dienten dazu, sie in dieser Meinung zu bestärken; Margarida's züchtige Grazie erschien der Marquise als Reizlosigkeit, und ihre kindliche Unschuld als geistige Beschränktheit, mit der sie nimmer einen ausgezeichneten Mann erobern könne. Sie ahnte nicht, daß es gerade diese Eigenschaften waren, welche Ademarn unauflöslich an das Mädchen fesselten.

Dreizehnte Schilderung.

Der Strauß.

Du Liebeszeichen, schöner Bund von Blüthen,
Wie deutet doch dein Name auch den Streit?
Sind Blumen, die am Sonnenstrahl erglühten,
Das Sinnbild denn für dunklen Haß und Leid?
Sie sind es nicht, doch will die Sprache lehren,
Wie nah das Glück mit Unglück mag verkehren;
Zweideutig ist der Schicksalsmächte Pfand,
Es giebt und raubt die unsichtbare Hand!

Den Jagdbelustigungen des Herbstes folgte der Winter, der die Burgbewohner mehr an die häuslichen Räume fesselte. Margarida fühlte sich sehr zu weiblichen Arbeiten hingezogen, die sie schon im Kloster so lieb gewonnen hatte. Es war ein holdseliges Bild, wenn sie am Spinnrocken sitzend den feinen Flachs mit den schneeweißen Händchen zu zarten Fäden spann und mit dem niedlichen Fuß das Rädchen tretend bewegte; oder wenn sie mit dem heißen Stahl in der Hand die

blendenden Leinengewänder sorgfältig glättete, oder wenn sie am Stickrahmen sich niederbeugend kunstreiche Blumenstücke oder bunte Wappenschilder in Sammt und Seide wirkte. Stets war sie die erste aus dem Bett und ging allen Mädchen des Hauses mit dem Beispiel des Fleißes und der Ordnung voran. Die Malaspina war zwar, wie wir bereits früher erwähnten, mit diesem gemeinen bürgerlichen Sinn der Nichte sehr unzufrieden, doch Vater Folco meinte, daß es einem Edelfräulein gar wohl anstehe, sich zur tüchtigen Hausfrau auszubilden und mit allen Pflichten ihres künftigen Berufs bei Zeiten bekannt zu machen. „Laß mir das Mädchen nur gehn," sprach er zur Schwägerin, „sie handelt nach ihrem richtigen angebornen Triebe, und wahrlich das häusliche Wesen scheint mir der Frauen natürlichste Beschäftigung, die ihnen den echten Reiz verleiht."

Das Verhältniß zwischen dem Bannerherrn und Margarida gehörte zu den erfreulichsten und anmuthigsten. Folco, der noch ein kraftvoll stattlicher Mann war, behandelte die Tochter zugleich mit aller Courtoisie des französischen Ritters und mit der rührendsten Zärtlichkeit des Vaters. Er war in der That in das holde Kind verliebt, was auch die Kleine nur gar zu gut wußte. Dafür hing sie aber auch selbst wieder am Vater mit einem Feuer und einer Schwärmerei, die an göttliche Verehrung gränzte. Wenn er ihr Unterricht in den Wissenschaften ertheilte, saß sie gern demüthig zu seinen

Füßen und lauschte auf seine Reden wie auf die eines Propheten, das schöne Köpfchen unverwandt nach seinem Antlitz emporgerichtet, als wolle sie ihm jedes Wort von den Lippen nehmen. Dann vergaß wohl der Vater bisweilen sein ernstes Lehramt, und in die Liebhaberrolle verfallend, zog er die reizende Schülerin an seine Brust und drückte einen Kuß auf die klare Stirn und den kleinen Rubinmund. — In solchen Augenblicken fiel es oft Margariden wie eine Felsenlast auf die Brust, daß sie für den herrlichen Vater doch eine verborgene Falte ihres Herzens hege, und oft schon hätte sie ihm ihre Liebe zu Ademar gestanden, wäre ihr nicht die Nothwendigkeit des Geheimnisses vom Geliebten immer aufs Neue eingeschärft worden.

Abends war immer die ganze Burggenossenschaft beim Bannerherrn versammelt, und verwandelte sich unter seinem Vorsitz zu einem provenzalischen Parnaß. Ademar, Hugo und Guillem, ja selbst Herr Folco bisweilen, ließen sich abwechselnd mit neugedichteten Canzonen und Sirventesen hören, oder versuchten sich in der Tenzone mit Lösung einer galanten Streitfrage, welche gewöhnlich von der Marquise aufgegeben wurde. Diese und Margaride bildeten dann eine kleine Cour d'amour, welche den streitigen Punkt entschied. Ademar fuhr fort, sich höflich und zuvorkommend gegen Garcinden zu betragen und Margarida war klug genug, bei den Preisvertheilungen, die in seidnen Blumen oder gestickten Bändern bestanden, öftrer auf Hugo und Guillem, als auf

ihren Geliebten Rücksicht zu nehmen. So hatten sich die Verhältnisse auf allen Seiten ziemlich friedlich und erfreulich gestaltet; nur der Burgvogt Gaston stand wie ein feindlicher Dämon in dem heitern Kreise da, und ließ nur selten ein grinsendes Lächeln oder ein gezwungenes Beifallswort über seine schmalen geschloßnen Lippen kommen.

Der Winter war eilig verstrichen, und man war eben mit den Vorbereitungen zu Margarida's Geburtstag beschäftigt, welcher zum erstenmal in der väterlichen Burg gefeiert werden sollte. Erfüllt von dem Gedanken an die Geliebte wandelte Ademar am Vorabend des Festes in dem blühenden Kastanienwäldchen, welches zwischen dem Basaltfelsen von Rochemaure und dem noch höhern Berge des Chenevari sich hinzieht. Wilde Hyacinthen und Anemonen bedeckten den hellgrünen Rasenteppich und der Gesang der Vögel tönte fröhlich von allen Zweigen herab. Da entquoll der Brust unsers Freundes folgendes Lied an seine Margarida:

An meine Perle.

Dich sing' ich Perle, Margaride *),
Die rein wie Bergkrystalle strahlt,
Euch Augen, wo des Himmels Friede
Im azurblauen Glanz sich mahlt,
Euch Wangen, frisch und rosenklar,

---

*) Margarida ist im Altprovenzalischen, so wie bekanntlich Marguérite noch im heutigen Französischen, gleichbedeutend mit Perle.

Dich seidenreiches Lockenhaar,
Dich anmuthsvolle Huldgestalt,
Dich Stimme, welche silbern hallt!"

„Gleich wie die Perl' in dunkler Schale
Der Muschel wächst zur Herrlichkeit,
So blüthest du im stillen Thale
Der klösterlichen Einsamkeit!
Noch denk' ich an den Wonnetag,
Wo unter weißem Myrthendach
Im Nonnengarten heimlich traut
Mein Auge dich zuerst geschaut!"

„O Perle, meinem Herzen theuer,
Seit du mir Seel' und Leib verklärt
Mit deines Wesens Himmelsfeuer,
Ist mir das Paradies bescheert;
Die Liebe giebt mir frohen Muth
Und Sangeskraft und Dichtergluth,
Sie macht mich kühn und hochgesinnt,
Zum Helden, der den Sieg gewinnt!"

„Du Perle, laß in deinem Scheine
Mich weilen heut und immerdar;
Du bist die Heilige, die Reine,
Mit dir ist Gottes Engelschaar;
Dir, aller Frauen Königin,
Nur dir allein gehört mein Sinn,
Mein Herz und meine Dienstbarkeit
Auf Erden und in Ewigkeit!"

Selig im Gefühl des vollbrachten Dichterwerks eilte Ademar nach dem Schloßgarten zurück und dachte

hin und her, wie er wohl sein Lied am sichersten in die Hände der Geliebten spielen könnte. Da begegnete ihm die muntere Alice, Margarida's Kammerzofe, welche den schönen Troubadour gern leiden mochte, besonders auch, weil er ihrem Bräutigam Rollo zur Stelle eines Oberfalconiers beim Bannerherrn verholfen hatte. —

„Alice, auf ein Wort!" rief der Sänger, dem plötzlich ein Gedankenblitz aufzuckte.

„Hier bin ich, Herr Ademar," antwortete das Mädchen herbeispringend, „was steht zu euren Diensten?"

„Liebe Alice, du weißt, daß wir morgen das Geburtsfest unsers edlen Burgfräuleins feiern werden."

„Freilich, und da habt ihr gewiß noch einen neuen schönen Plan zu einer sinnreichen Decoration ausgedacht, denn das versteht ihr so prächtig. Nun Blumen giebt es jetzt in Menge im Garten, Narcissen, Hyacinthen, Tulipanen, und wie sie alle heißen, und Mädchenhände zum Kränzewinden sind auch genug im Schlosse. Vertraut mir nur eure Gedanken."

„Von Blumen ist allerdings dabei die Rede, aber nicht von einer Decoration des Schlosses, sondern von einer Sache, die mich blos allein angeht. Laß mich offen mit dir reden, Alice, du bist ja ein hübsches verständiges Mädchen."

„Danke schön, Herr Troubadour," sprach die Brünette, indem sie einen artigen Knix machte.

Nun sieh, Alice, du weißt, wie gut und gnädig das edle Fräulein gegen jedermann ihrer Untergebenen ist, und wie sie auch mich immer so wohlwollend behandelt."

„Ei, das braucht ihr mir nicht erst zu sagen, daß sie euch recht gut ist. Wenn ich von euch spreche, sieht sie immer noch einmal so freundlich aus, und als ihr neulich einmal auf der Jagd gestürzt waret und ein Paar Tage krank liegen mußtet, da hat sie nicht aufgehört, nach eurem Befinden zu fragen."

„Du sagst zuviel, Alice, ich darf mich keiner Auszeichnung bei dem Fräulein schmeicheln, aber die Pflicht der Dankbarkeit drängt mich, ihr morgen, wo sie von allen Seiten Geschenke erhalten wird, auch ein kleines Zeichen meiner Ergebenheit darzubringen."

„Ach das wird ihr gewiß erstaunliche Freude machen."

„Ich bin arm, Alice, meine Zither und mein Schwert sind mein ganzer Reichthum, aber die Blumen der Wiesen und Gärten sind auch für den Armen da. Morgen, bei Tagesanbruch will ich einen schönen duftigen Strauß binden und dich damit um fünf Uhr beim großen Maulbeerbaum am Brunnen erwarten. Diesen Strauß nun, liebe Alice, sollst du deinem Fräulein bringen, und ihr dabei sagen, ein Unbekannter habe dir ihn für sie überreicht. Sie mag rathen."

„O sie wird schon errathen, Alice ist gut dafür."

„Aber du mußt noch ein Paar Verse dazu sagen."

„Laßt hören."

„Blumen kann ich dir nur senden,
Nimm die stummen Boten hin,
Nimm sie hin aus treuen Händen,
Tief im Innern liegt ihr Sinn!"

„Sagt' es noch einmal, Herr Troubadour, damit ich mir's ordentlich merke."

Ademar wiederholte die Worte, die das kluge Mädchen sogleich richtig nachsagte.

„Also willst du dich pünktlich einstellen, liebe Alice?"

„Meine Hand darauf, lebt wohl!"

„Am nächsten Morgen war Margarida, ihrer Gewohnheit nach, schon zeitig aufgestanden, und wand sich eben die lang herabwallenden goldenen Haare zu zierlichen Flechten, als Alice mit einem schlauen Gesicht eintrat, ihr den Strauß überreichte und dabei im Namen des angeblichen Unbekannten die eingelernten Worte recitirte.

„Ein Unbekannter gab dir den Strauß?" fragte sie Alicen, die Blumen mit Wohlgefallen betrachtend und ihren süßen Duft einathmend.

„Ja, gnädiges Fräulein, ein Mann von mittler Größe, bis an die Zähne in den langen braunen Mantel eingehüllt und das Gesicht vom breitkrämpigen Hute beschattet."

„Ach, Närrchen, spare dir das Lügen," rief Mar-

garida, indem sie heiter auflachte, „ich hab' es gleich errathen. Der Unbekannte war niemand anders, als — unser Ademar.“

„Da ihr es selbst getroffen, ja, er war es,“ entgegnete die Zofe.

„Aber sag' mir doch,“ fuhr Margarida fort, „was mag er wohl mit den Versen meinen?“

„Hm, dabei läßt sich gar manches denken, so zum Beispiel ....“

Bei diesen Worten wurde das Gespräch der beiden Mädchen durch den Eintritt der Marquise unterbrochen, welche Margariden zum Wiegenfeste glückwünschte, und ihr ein goldnes mit Türkisen besetztes Diadem zum Geschenk brachte.

„Tausend Dank für den herrlichen Schmuck, liebe Tante,“ rief die Kleine frohlockend, indem sie der Malaspina die Hand küßte und ihr dann kindlich um den Hals fiel.

„Es wird dir gut stehn, denk' ich,“ sprach die Marquise, „aber sieh doch, da bemerk' ich eben, daß ich doch heut nicht die erste Geberin gewesen bin; wer hat dir denn diesen wunderschönen Strauß geschenkt?“

„Alice hat mir ihn gebracht und behauptet, daß ein Unbekannter ihr denselben für mich eingehändigt habe,“ antwortete Margarida mit einiger Verlegenheit.

„Der Unbekannte muß ein Mann von Geschmack sein,“ erwiderte die Malaspina; „wie schön die Blu-

men gewählt und wie zierlich die Farben zu einander geordnet sind! Narcissen, Jonquillen, Hyacinthen, Lilaks, und in der Mitte drei hochglühende Monatsröschen, die kaum die Knospen geöffnet haben! Höre, Margarida, du mußt mir eines der drei Röschen ablassen, ich will es dir zu Ehren heut' in's Haar stecken."

„O recht gern, liebe Tante," antwortete die Nichte, „ich will es euch gleich herausnehmen."

„Nein laß mich selber, ich verstehe das besser," sprach die Marquise indem sie den Strauß festhielt und sich mit Heftigkeit zum Geschäft des Herausziehens der Rose anschickte. — „Das ist aber auch fürchterlich fest gebunden," rief sie mit Ungeduld und zog die Blumen so gewaltsam aus einander, daß der Bast zerriß, der Strauß zerfiel und ein zusammengefaltetes Blatt zu Boden schwebte. Falkenschnell erfaßt' es die Malaspina und schoß einen Blick in das geöffnete Geheimniß. — „Das ist Ademars Handschrift!" sprach sie betroffen.

Margarida, welcher die Worte „Tief im Innern liegt ihr Sinn," einfielen, zitterte vor Angst und bat flehend: „Gebt mir das Blatt, liebe Tante, ich will es euch vorlesen!"

„Nein, ich les' es," antwortete die Marquise und recitirte darauf das zärtliche Gedicht unsers Troubadours, womit der Ton der Vorleserin allerdings im schneidenden Kontraste stand. Mit jeder neuen Strophe wuchs ihr Zorn, welcher bei der letzten den höchsten Gipfel erreichte.

„Ha, Schlange," tobte sie mit glühendem Gesicht, „ist das die Frucht deiner klösterlichen Erziehung, ist das die Zucht und Frömmigkeit, die du zur Schau trägst? Falsche, heuchlerische Buhlerin, schämst du dich nicht, den edlen Namen der Ventadours zu entehren und Schande über das Haupt deines Vaters zu bringen?"

„Haltet ein, Tante Garcinde, das ist zuviel," rief Margarida schluchzend, indem ihr die heißen Thränen über die Wangen rollten, „ich habe gefehlt, doch nichts verbrochen!"

„Nichts verbrochen, du, die schon im Kloster einen verbotenen Umgang mit einem fremden Landstreicher anknüpftest, du, die deinen Vater, mich, und alle täuschtest, um unbemerkt deine strafbare Liebschaft im Schooße der väterlichen Burg fortsetzen zu können?"

„Ademar und ich lieben uns von ganzer Seele, es ist wahr," antwortete Margarida mit jungfräulicher Würde, „doch unsere Liebe ist rein, wie das Licht der Sonne, ich darf mit Gott von meiner Liebe sprechen!"

„Schweig, Abscheuliche, und frevle nicht gegen den Allmächtigen! unterbrach sie wuthschäumend die Marquise. „Dein Lohn soll dir werden, verlaß' dich darauf; mit diesem Papier, dem Zeugen deiner Schmach, eil' ich zu deinem Vater!"

„Um Gottes und aller Heiligen Willen, thut das nicht!" flehte Margarida niedersinkend und die Kniee Garcindens angstvoll umfassend. „Straft mich, wie ihr wollt, nur schont meinen edlen Vater!"

„Zurück, Thörin!“ fuhr jene auf, indem sie die Bittende gewaltsam fortschleuderte und rasch hinausstürzte.

Wir überlassen die ohnmächtige Margarida der Fürsorge ihrer treuen Alice, und begleiten die Marquise zum Bannerherrn.

Mit wildverstörtem Blick rannte sie auf Folco zu, der eben mit freundlichen Gedanken an die geliebte Tochter beschäftigt war. „Faßt euch, Schwager,“ rief sie ihm entgegen, „euch erwartet eine furchtbare Botschaft!“

„Deine Züge verkünden nichts Gutes, Garcinde, doch sprich ruhig, was ist es?“

„Les't hier, und ihr wißt alles,“ antwortete die Malaspina, das verhängnißvolle Gedicht ihm hinreichend, „dies Blatt war in einem Strauße verborgen, den Ademar diesen Morgen eurer Tochter überschickt hatte; durch Zufall lösten sich die Blumen, als ich mir eine davon nehmen wollte, und ich entdeckte die Canzone, welche ich Margariden vorlas. Sie räumte selber ein, daß sie mit Ademar im Liebesbunde stehe, und wußte nichts zu ihrer Vertheidigung hervorzubringen.“

Der Bannerherr las das Gedicht mit Aufmerksamkeit durch, ohne jedoch in jene Zorngluth aufzulodern, welche die Marquise mit Gewißheit erwartet hatte.

„Nun, was sagt ihr Schwager,“ fragte sie eifernd, „was sagt ihr zu diesem Ademar, der euer väterliches Vertrauen so schändlich mißbrauchte, was sagt ihr zu

dieser ehrvergessenen Tochter, die sich einem hergelaufe= Zitherspieler an den Hals wirft?“

„Mäßige dich, Garcinde,“ antwortete Folco, „die Entdeckung hat mich befremdet, ich gestehe es gern, doch bin ich fest überzeugt, daß nichts Sträfliches vorgefallen ist. Noch sehen wir nicht klar in der Sache, wir wissen nicht, auf welche Weise Ademar mit Margariden bekannt wurde. Aus dem Ton seines Gedichts aber geht soviel hervor, daß seine Liebe edler Art ist; er liebt mit reiner, schwärmerischer Gluth, wie ich es am Jüngling gern mag, und wenn ich auch als Bannerherr nimmer meine Zustimmung zu einem solchen Bündniß geben kann, so will ich es doch als Vater mit Schonung lösen.“

„Da giebt es nichts zu schonen,“ rief die Malaspina mit steigender Heftigkeit; „Ademar wird noch heut aus dem Schloß gejagt, das zärtliche Töchterchen aber auf sechs Wochen bei Wasser und Brod in's Burgverließ gesperrt und dann schnell mit dem jungen Tarascon copulirt, das ist mein Rath, Herr Schwager.“

„Der Rath einer eifersüchtigen Nebenbuhlerin,“ erwiderte Folco mit gekränktem Vaterherzen. „Ich kenne meine Pflicht und weiß meine Ehre zu verwahren, doch wehe jedem, der mich zum Tyrannen machen will!“

„So stürze dich denn muthwillig in den Abgrund, du blinder, selbstverliebter Vater, bringe Schande über das alte Geschlecht der Ventadours und freue dich, wenn

deine Ahnenburg durch die Nachkommenschaft eines Bastards bevölkert wird!"

„Verlaßt mich, Marquise," sprach der Bannerherr mit festem Ton, „ich bin es satt, den Unsinn eines beleidigten Weibes länger anzuhören." — Mit einem Basiliskenblick entfernte sich die Verwiesene.

Männlich seine Aufwallung niederkämpfend, schritt der Bannerherr mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, dann plötzlich das Gedicht erfassend, las er es nochmals ruhig durch und ging damit zur Tochter.

„Guten Morgen, liebe Margarida," sprach er mit freundlichem Blick, „ich bringe dir meinen herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag."

„Vergebung, theurer Vater, Vergebung," rief das geängstigte Mädchen, indem es weinend vor dem Vater niederkniete, „ich habe gefehlt, sehr gefehlt, aber ich bin nicht so schuldig, wie mich Tante Malaspina verleumdet hat."

„Steh' auf, meine Tochter," antwortete jener, ich komme, dir vor allen Dingen dein Eigenthum zurückzuliefern." Mit diesen Worten übergab er ihr das Gedicht Ademars.

„O Vater, diese himmlische Güte gegen die strafbare Margarida, ich verdiene sie nicht."

„Fasse dich, armes Kind, und beantworte mir ruhig und mit strenger Wahrheit meine Fragen. Wie lerntest du Ademarn in Narbonne kennen?"

Margarida erzählte nun mit voller Aufrichtigkeit

den ganzen Verlauf ihrer unschuldigen Liebesgeschichte, bei welcher der Bannerherr sich oft kaum des Lächelns erwehren konnte.

„Habt ihr euch in Rochemaure oft allein gesprochen?“ fuhr er forschend fort.

„Nur auf der Jagd bisweilen, wenn uns Tante Garcinde selber allein ließ. Gesucht haben wir die Gelegenheit nie.“

„Hat dir Ademar je von einer künftigen Verbindung vorgeredet?“

„Ja, lieber Vater, als ich noch im Kloster unbekannt mit dir und meinem Stande war, da haben wir uns beide das Wort gegeben, daß wir dich um deinen Segen zu unserm Bündniß bitten wollten. Doch als mich die Tante vor einem Jahr in Narbonne abholte, und ich mit Ademar ein Stelldichein im Schloßgarten hatte, da bewies er mir mit vielen strengen Gründen, daß die Verschiedenheit unseres Standes eine unübersteigliche Mauer zwischen uns beiden aufrichte, und daß er dem Besitz meiner Hand so lang' entsagen müsse, bis er sich einst die Ritterwürde erworben.“

„Daran hat er sehr wohl gethan,“ sprach Folco mit ernstem Tone; „die Tochter des Bannerherrn von Ventadour kann nimmer die Gattin des Troubadours Ademar Rovenac werden. Es mag dir hart scheinen, aber wir können das Gesetz althergebrachter Sitte nicht leichtsinnig mit Füßen treten. Ademar ist ein edler Jüngling, ausgezeichnet durch Reinheit des Herzens,

festen Muth und die schöne Gabe des Gesangs; wär' er dir ebenbürtig, ich würde ihn mit Freuden als Eidam an meine Brust drücken, aber so — schlag' dir den Gedanken aus dem Sinn, Margarida, und versprich mir stets so zu handeln, wie es deinem Stande und deiner Jungfrauenehre ziemt. Versprich mir, daß du mit Ademarn nie wieder allein reden, nie mit ihm Briefe wechseln, nie durch einen Blick oder eine Miene ihn zu thörigen Hoffnungen verleiten willst."

„Ich versprech' es, mein Vater," antwortete bebend Margarida, indem sie ihm die kleine kalte Hand hinreichte.

„Dein Wort genügt mir," sprach der Bannerherr. „Du wirst Ademarn, wie bisher, täglich sehen, du wirst mit ihm reden, doch nur in meiner Gegenwart. Ich verlange nicht, daß du aufhören sollst, ihn liebenswerth zu finden, das wäre unmenschlich und thörig, doch du sollst deiner Leidenschaft Herr werden, das verlangt deine Ehre und die meinige. Könntest du dein Wort nicht halten, so müßte ich Ademarn von hier entfernen, und das würde mich schmerzen."

„Also liebst du ihn doch auch, Vater?" fragte Margarida naiv.

„Lebe wohl, Margarida," antwortete Folco kurz abbrechend und einen Kuß auf der Tochter Stirn drückend.

Ruhiger als er es verlassen hatte, kam der Bannerherr auf sein Zimmer zurück, wohin er alsbald un=

sern Troubadour rufen ließ. „Ademar,“ redete er ihn an, „hab' ich dich stets mit väterlichem Wohlwollen behandelt?“

„Mein edler, gütiger Herr,“ antwortete der Jüngling, „könnt' ich doch einst mein Leben für euch lassen, um euch zu zeigen, daß der arme Ademar nicht undankbar ist. Eure Huld ist so groß, so überschwänglich, daß ich sie nimmer genug verdienen kann.“

„Wohlan denn, Ademar, so zeige dich jetzt meiner Liebe dadurch würdig, daß du mir offen eine Frage beantwortest, zu der ich ein Recht an dich habe. Liebst du meine Tochter?“

Der Troubadour blieb, wie vom Blitz getroffen, sprachlos stehen.

„Liebst du meine Tochter?“ wiederholte der Bannerherr mit ruhig festem Tone, indem er den Jüngling scharf in's Auge faßte.

„Edler Herr,“ entgegnete Ademar, „ich begreife nicht, was euch veranlaßt haben mag, diese Frage an mich zu richten, doch, da ihr sie einmal gethan, so soll euch strenge Wahrheit werden, das schwör' ich. Nehmt mein Haupt, wenn es euch nöthig scheint, doch Fluch über mich, wenn ich euch, der leuchtend wie die Wahrheit selber vor mir steht, die kleinste Lüge biete!“

Der Troubadour erstattete nun hierauf den vollständigsten Bericht über sein Verhältniß zu Marga-

rida, welcher zu Folco's Freude genau mit den Angaben der Tochter übereinstimmte.

„Hast du nie Verse an meine Margarida gerichtet, seit sie bei uns in Rochemaure lebt?“ fragte der Bannerherr weiter.

„Nie, Herr, als diesen Morgen,“ erwiederte der Jüngling. „Der Gedanke an das Geburtsfest der Angebeteten erfüllte mich mit schwärmerischem Entzücken und begeisterte mich zu einem Liede, das ich ihr heimlich in einem Blumenstrauß sendete.“

„Es ist ein schönes Gedicht, was deiner Kunst und deinem Gefühl alle Ehre macht.“

„Ihr kennt es schon?“ fragte Ademar staunend.

„Der Zufall hat es mir in die Hand gespielt,“ entgegnete Folco.

„So richtet mich nun, Herr, jetzt wißt ihr alles,“ sprach der Jüngling mit ruhiger Ergebung.

„Ja, du bist wahrhaft gewesen, ich weiß es,“ nahm jener das Wort, „und fern sei es von mir, dich für dein Herz zu strafen. Das Unmögliche einer Verbindung mit Margarida hat dir selbst schon dein richtiges Urtheil klar gemacht; doch als Vater und Burgherr hab' ich das Recht, mich deiner Treue auf das bündigste zu versichern. Schwöre mir also, daß du meine Tochter nie allein sprechen, nie an sie schreiben, kurz nie das Mindeste unternehmen willst, was ihre Leidenschaft für dich nähren könnte.“

„Ich schwör' es, Herr,“ antwortete Ademar mit

festem Tone, „mein Haupt sei euch verfallen, wenn ich je meineidig werde!“

Während der Bannerherr sich des gelungenen Werkes freute, ließ die zürnende Marquise den Burgvogt zu sich kommen, um ihn zum Werkzeug ihrer Rache zu machen. „Gaston,“ rief sie dem Eintretenden entgegen, „ich hab' euch großes Unrecht gethan, als ich euern warnenden Rath wegen Ademar verschmähte. Der Elende hat mich auf das schändlichste getäuscht und mich der kindischen Margarida aufgeopfert. Reicht mir die Hand zur Versöhnung, lieber Gaston, und seid der Bundsgenosse meiner Rache.“

„Es freut mich, Marchesa,“ erwiederte der Burgvogt mit kalt abgestoßner Rede, „daß ihr endlich den alten wahren Freund vom falschen unterscheiden lernt. Was ihr mir so eben verkündigt, hab' ich längst geahnt, doch wagt' ich nicht, euch meine Vermuthungen mitzutheilen, denn nichts ist mir schmerzlicher, als euer Mißfallen zu erregen. Erzählt mir aber jetzt, wie ihr zu der Entdeckung gelangtet.“

Die Malaspina berichtete nun unter vielen Schmähworten gegen die beiden Liebenden den Vorfall mit dem Strauße und das Resultat ihrer Unterredung mit dem Schwager. — Gaston stand eine Weile stumm mit gesenktem Haupte und verschränkten Armen vor der Marquise. —

„Nun, was sagt ihr dazu?“ fragte Garcinde ungeduldig.

„Ich sage, daß die Sachen eine gute Wendung für uns nehmen, aber dennoch nicht zum Plane für mich reif sind.“

„Noch nicht reif, meint ihr?“

„Nein, Marchesa, Herr Folco ist noch immer zu verliebt in sein Töchterlein und in den Toulouser Schmiedegesellen; er hält die ganze Liebschaft für eine unschuldige Kinderneigung, die ruhig in sich selbst verlöschen wird. Der Glaube an das Gegentheil muß ihm noch besser in die Hände kommen, ehe er sich zum Handeln ermannt, und daran wird es hoffentlich nicht fehlen. Jetzt wird er nach seiner pedantischen ritterlichen Weise die beiden jungen Leute auf ihr Ehrenwort zur Tugend und Entsagung verpflichten; ich höre ihn im Geiste predigen und vermahnen, aber wart' nur, weiser Salomo, das heiße Blut deines Zitherspielers wird den Damm deines Wortgebäudes bald durchbrechen, und Gaston wird dir davon Kunde bringen!“

„Also warten wollt ihr noch, Ritter Durfort? Ich kann nicht warten, ich will schleunige Rache.“

„Denkt an den Wahlspruch der Corsen,“ antwortete Gaston: „Aspettate ed odiate,“ harret und hasset! Versprecht mir, euch keiner Uebereilung schuldig zu machen, erheuchelt freundliche Höflichkeit gegen Ademar, versöhnt euch scheinbar mit Margarida und dem Schwager, aber beobachtet scharf und unablässig;

nur unter dieser Bedingung kann Gaston euer Rachegefährte sein."

„So füg' ich mich denn darein," sprach die Marquise, nach einigem Widerstreben ihre Hand dem Burgvogt zum Bunde reichend, „und mögen die Höllengeister uns bald die verhaßten Gegner zum Fall bringen!"

Vierzehnte Schilderung.

Der Kampf in den Pyrenäen.

Zu Roß, zu Roß, die Trompete klingt,
Hinaus in's Feld, wo der Sieg dir winkt!
Wohl starret der spitzige Lanzenwald,
Der Schwerthieb klirrend am Schild erschallt,
Scharfzackig wüthet der Morgenstern
Und die Schleuder sendet den Wurf von fern!
Du aber zitterst nicht, Troubadour,
Die Liebe führt dich zur Schlachtenflur,
Denn Bruder und Schwester sind Lieb' und Ruhm,
Ihr Leben und Tod ist Seligthum!

Durch das verhängnißvolle Ereigniß an Margarida's Geburtstage war eine unvertilgbare Störung in die Verhältnisse des Hauses Rochemaure gekommen. Aengstliche Vorsicht, kalte Höflichkeit, abgemessene Zurückhaltung waren an die Stelle der frühern Offenheit und Herzlichkeit getreten. Garcinde und Gaston gaben sich alle ersinnliche Mühe, die beiden Liebenden auf einer Verletzung ihres Versprechens zu ertappen, doch

umsonst. Beide erfüllten ihr Wort mit der strengsten Gewissenhaftigkeit, obschon ihr Herz langsam dabei verblutete. Vier Wochen hatte bereits diese peinliche Lage gedauert, als eines Morgens ein fremdgekleideter Kriegsherold am äußern Thore der Burg Einlaß begehrte. Auf der Brust trug er ein reichgesticktes Wappenschild mit dem goldenen Löwen der Grafen von Toulouse, deren Vasall der Bannerherr durch sein im Toulousischen Gebiet gelegenes Besitzthum Tronton war, wie wir schon aus einer früheren Aeußerung Frontignans erfuhren.

„Was bringst du mir, Herold?" fragte Folco, indem er dem Eintretenden rasch entgegenging.

„Mein erlauchter Herr, Don Raimon, Graf von Toulouse und Saint Gilles, entbietet euch seinen lehnsherrlichen Gruß und fordert euch auf, alsbald mit Mann und Roß ihm zu Hülfe zu ziehen, da er vom König Alfons von Aragon mit Krieg bedroht wird."

„So lodert die alte Fehde wieder einmal empor," rief der Bannerherr, indem er nach dem Schwert an der Wand griff; wohlan denn, mein treues Schwert, komm hervor, zu fechten für Pflicht und Ruhm! Sag' deinem Herrn, Herold, daß Folco von Ventadour binnen hier und zehn Tagen bei ihm sein werde mit hundert Reitern und zweihundert Fußknechten, treu, hold und gewärtig seines Winkes, wie es mir als rechtschaffnem Lehnsmann geziemt."

„Der Herr der Heerschaaren sei mit euch und allen

Toulousern und schenk' uns seinen Sieg," antwortete der Herold, „ich eile meinem Grafen die frohe Kunde zu bringen."

Ein reges Leben begann sofort in den Mauern von Rochemaure. Waffen wurden geputzt und in Stand gesetzt, Mannschaften einberufen und armirt, Rüstwagen mit Vorräthen aller Art bepackt. Ademar war besonders geschäftig im Zeughause und in der Waffenschmiede, und erndtete das Lob seines Herrn, als er ihm die blanken Helme, Kürasse, Schilde, Lanzen und Schwerter in langen Reihen wohlgeordnet aufstellte.

Es war ein schönes Schauspiel, als die auserwählte Kriegerschaar von Rochemaure aufbrach; Ademar befehligte den Vortrab; auch Hugo und Guillem erhielten jeder einen Zug zu führen; alles war von Kampfeslust und frohem Muth belebt.

Noch ehe der festgesetzte Termin verstrichen war, ritt Herr Folco an der Spitze seines Geschwaders durch das Thor von Toulouse, wo der laute Jubel der Einwohner ihn empfing. Schloß und Stadt waren von Rittern und Reisigen angefüllt, die von allen Seiten dem Banner des goldnen Löwen zuströmten.

Am nächsten Tage hielt Graf Raimon Heerschau über sämmtliche Truppen, die er sogleich darauf in's Feld führte. Man beschloß, den Feind in einer festen Position am Fuße der Pyrenäen zu erwarten. Am Abend des zweiten Tages erreichte man das anmuthige Städtchen Miranda, welches bereits auf einem in die Ebene

auslaufenden niedrigen Zweige des Hauptgebirges liegt. Reben- und Olivenpflanzungen wechselten mit den Waldungen der Korkeiche und fruchtbaren Feldern, die sich an den Ufern des kleinen Flusses Gers hinstreckten. Am Tage darauf betrat das Heer das herrliche Thal von Rabastens, wo sich der Weinstock in Festons von Pappel zu Pappel hinschlingt, und wo blaue Iris und goldgelbe Ranunkeln ganze Wiesen mit ihren schimmernden Blumen bedecken. Plötzlich gewahrt man an einem Bergabhange die Stadt Tarbes, bei welcher der Adour seine raschen Wogen vorüberwälzt. Eben rückte das Heer über die hinüberführende Brücke, als die auf der Ferne liegenden Wolken sich theilten, und herrlich, wie nach aufgerolltem Vorhang, die erhabene Pyrenäenkette mit ihren schroffen Abhängen, Spalten, Thälern und einzeln emporstarrenden Felsspitzen im vollen Lichte der Abendsonne sich entfaltete. Vor allen Riesen des Gebirges thronte stolz der Pic du midi und um ihn gedrängt die übrigen schneebedeckten Häupter.

Der Graf von Toulouse beschloß, eine Abtheilung leichter Truppen unter Anführung des Vizgrafen von Bezières nach dem Gebirge zu schicken, um über das Anrücken des Feindes sichere Erkundigung einzuziehen. Unter den Freiwilligen, die sich dieser Expedition anschlossen befand sich auch unser Ademar. Staunen ergriff sein poetisches Gemüth, als ihm die gewaltige Pyrenäennatur entgegentrat. Hohe Tannen- und Fichtenwälder, hin und wieder von Korkeichen und Stechpalmen

unterbrochen, bekleideten die untern Regionen; es folgten weiter hinauf die Zirkelnußkiefer mit ihren langen Nadelbüscheln und der Taxus mit seinen düstergrünen Zweigen; doch endlich hörte die Baumvegetation völlig auf, und niedrige Strauchgewächse, wie die Alpenrose, bezeichneten die Nähe der Schneeregion, an deren Grenze noch blaue Gentianen und weiße Silenen hervorsprossen, als wollten sie das Grab der Natur freundlich umkränzen. Nur der Flügelschlag des Bartgeiers und das Pfeifen des Isards (der Gemse der Pyrenäen) unterbricht selten die Todtenstille dieser Einöde.

Schon hatten die Kundschafter einige Höhen vergebens durchstreift, als sie plötzlich in einem Felsthale einen Trupp fremdartig gekleideter Krieger bemerkten, welche man bald für Catalanen erkannte. Der kleine Haufe ward rasch umzingelt und zur Uebergabe gezwungen. Nach der Aussage der Gefangenen war das Hauptheer des Königs von Aragon bereits durch das Luchonthal im vollen Anzuge auf Tarbes. Die Stärke desselben wurde auf zwanzigtausend Mann geschätzt, meist Fußvolk und leichte Reiterei, wie sie in den Gebirgsgegenden zu brauchen war. Der Vizgraf von Bezieres säumte nicht, in's Hauptquartier zurückzukehren, um dem Heerführer hiervon Bericht zu erstatten. In dem darauf gehaltenen Kriegsrath ward die Gefahr erkannt, welcher das Toulousische Heer beim weiteren Vorrücken im Thale Rabastens ausgesetzt sei, wo die größtentheils aus schwergeharnischten Reitern bestehende

Cavallerie sich nur mit Mühe entwickeln ließ, und wo man aus den sich überall durchkreuzenden Defileen gar leicht von dem überlegenen Feinde von mehren Seiten zugleich angegriffen werden konnte. — Man beschloß daher, sich von Tarbes nach der Ebene von Bigorre zu ziehen, um dort dem Feinde die Schlacht anzubieten. Kaum hatte der Graf von Toulouse im festen Schlosse von Milan sein Hauptquartier aufgeschlagen, so entspann sich auch schon das Gefecht der Plänkler auf den beiderseitigen Vorpostenketten. Raimon stellte daher am nächsten Morgen seine Schaaren in Schlachtordnung auf, wobei er selbst das Centrum behauptete, während der rechte Flügel vom Vizgrafen von Bezières, der linke aber vom Bannerherrn von Ventadour befehligt wurde.

Mit Sonnenaufgang drang das Aragonesische Heer aus dem Thale von Rabastens hervor, und stellte sich dem Toulousischen gegenüber in drei Treffen auf. Die Trompeten schmetterten zum Angriff und ein wüthender Kampf entspann sich von allen Seiten. Am blutigsten war die Schlacht auf dem linken Flügel, welchen der Feind mit seinen leichten Reitermassen zu umgehen strebte, während die Cohorten des Fußvolkes ihn in der Front angegriffen. So heldenmüthig auch der Widerstand der Toulouser war, so mußten sie doch endlich dem Andrang der Uebermacht weichen. Furcht und Verwirrung begann bereits sich in ihren Reihen zu verbreiten, als plötzlich Ademar, wie von höherer Eingebung

begeistert, sein Roß auf den Fahnenträger des feindlichen Hauptbanners zuspornte, ihn mit dem Schwerte niederhieb, und dann die eroberte Fahne hoch emporhaltend den Seinigen ihm nachzufolgen zurief. Alles stürzte dem kühnen Führer nach, und bald waren die feindlichen Heerhaufen bis an den Fuß einer Hügelkette zurückgedrängt, wo sie sich zur verzweifelten Gegenwehr setzten.

Da gewahrte Ademar, daß ein spanischer Ritter sich im heißen Gefecht mit dem Bannerherrn von Ventadour befand. Schon ließ Herr Folco den verwundeten rechten Arm sinken und schon erhob der Aragonier die gewaltige Streitaxt, um den Helm des Gegners zu zerschmettern, als Ademar, noch zur rechten Zeit anlangend, den drohenden Arm durch kräftigen Hieb vom Rumpfe trennte und seinem Herrn das Leben rettete.

Inzwischen war auch im Centrum und auf dem rechten Flügel von den Toulousern mit Glück gestritten worden. Die leicht bewaffneten Schaaren der Spanier konnten dem gewaltigen Nachdruck der schwergepanzerten französischen Geschwader nicht länger widerstehen, alles floh nach den Thälern und ein vollständiger Sieg war erfochten.

Als die sinkende Abendsonne das blutige Schlachtfeld beleuchtete, versammelte Graf Raimon die Heerführer und Ritter um sich, damit er die Thaten der Tapfersten belohne. „Wer war der kühne junge Rittersmann,“ fragte er den Bannerherrn von Ventadour,

„der dem feindlichen Fahnenträger das Hauptpanier entriß und dadurch den Sieg des linken Flügels entschied?"

„Mein Graf und Lehnsherr," antwortete Folco, „der Jüngling, der dieß that, ist kein Ritter, es ist Ademar Rovenac, mein Troubadour und Zugführer eines Reiterhaufens."

„Wo stammt er her?" fragte Raimon weiter.

„Aus eurer Hauptstadt Toulouse, Herr. Noch lebt sein Ohm, der Waffenschmied Rovenac, der ihn anfangs zu seinem Gewerbe bestimmte; des Jünglings Vater ist ungewiß, doch seine Mutter war jene schöne Leonore, die einst eurer Gattin diente und wegen des Fehltritts, zu dem ein fremder Ritter sie verleitet, entlassen ward."

So will ich wieder gut machen, was das Schicksal an dem unschuldigen Knaben Unrecht that," sprach Raimon, „laßt den Jüngling in den Kreis kommen, Ventadour!"

„Ademar," redete der Graf den eintretenden Troubadour an, „du hast dir durch deine heutige That Anspruch auf meinen Dank erworben, und wie ich höre, bist du mein Landeskind."

„Ja, erlauchter Herr," erwiederte dieser mit Offenheit, „der Neffe des Waffenschmieds Rovenac zu Toulouse."

„Wohlan, mein Sohn, bist du auch gleich vom ritterlichen Stande nicht entsprossen, dich hat die Tapferkeit geadelt, die es heut noch thut, wie vor Jahrhunderten, wo unsere Ahnherren Ritter wurden. Kniee nieder vor

deinem Grafen, der dich in den Ritterstand erheben will."

Ademar legte den Helm ab, kniete nieder und nahm die beim Ritterschlag übliche betende Stellung an. Darauf entblößte Graf Raimon sein Schwert und berührte damit zu drei wiederholten Malen den Nacken des Troubadours, indem er die Worte sprach: „Im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg mache ich dich zum Ritter; sei tapfer, unverzagt und treu!"

Wer beschreibt die Seligkeit unsers Ademar, als er die goldenen Sporen und das blanke Schwert aus der Hand zweier ihm zur Seite stehenden Ritter empfing! Sein erster Gedanke war Margarida, und wie der erste Strahl der Morgensonne leuchtete die Hoffnung in seine freudig aufstrebende Seele.

„Mein Sohn, mein Retter, umarme mich!" rief der Bannerherr, und preßte den Jüngling gerührt an die eiserne Brust.

Die nächsten Tage wurden zur Verfolgung des Feindes verwendet, der bald sein Heil jenseit der Pyrenäen suchte und durch Abgeordnete einen Waffenstillstand einging, welchem bald ein für Toulouse ehrenvoller Friede folgte.

Ruhmgekrönt zog das siegreiche Heer wieder in die Mauern der schönen Garonnestadt ein. Ademar unterließ nicht, seine beiden Oheime, den Waffenschmied und den Abt, zu besuchen.

„Hab' ich es dir nicht einst gesagt," sprach ersterer mit stolzem Selbstgefühl, „daß die Kunst des Waffenschmieds den Weg zu allen Ehrenstellen bahnt! Wärest du nicht der Lehrling des Meisters Raimon Rovenac gewesen, es wäre kein so tüchtiger Ritter aus dir geworden, darum, mein Sohn, versprich mir, den Hammer in dein neues Wappenschild aufzunehmen; er schändet es nicht!" Ademar versprach es, und erhielt vom Grafen die Bestätigung, Hammer und Schwert gekreuzt im rothen Felde zu führen.

Der Friedensschluß ward durch eine Reihe glänzender Hoffeste gefeiert. Unter den jungen Edelleuten, welche dabei die Ritterwürde erhielten, befand sich auch Hugo von Tarascon und Guillem von Anduse; beide nahmen darauf vom Bannerherrn, ihrem bisherigen Lehrmeister, Abschied.

Der junge Graf Tarascon, welcher die Hoffnung auf Margarida's Besitz, die ihn stets mit zunehmender Kälte behandelt hatte, aufgab, reiste nach Paris, wo er mächtige Verwandte besaß, durch die er sein Glück am Hofe des jungen Königs von Frankreich zu gründen hoffte. Folco war herzlich froh, ihn los zu werden, denn längst schon fühlte er sich dem rohen Jüngling entfremdet und hatte sich den Gedanken an eine Verbindung zwischen ihm und Margarida völlig aus dem Sinn geschlagen. Desto mehr neigte sich jetzt sein Herz zu unserem Ademar hin, der durch seine kühne That und die erlangte Ritterwürde

in ein ganz neues Verhältniß zu ihm getreten war. Mancherlei Pläne keimten in seiner Brust, und der Gedanke, die geliebte Tochter mit dem Manne ihrer Wahl zu vereinigen, schien ihm nicht mehr unausführbar.

Stundenlang hatte schon Margarida vergebens auf dem höchsten Söller von Rochemaure gestanden und den Blick unablässig spähend auf die Straße geschickt, welche den theuren Vater und den Geliebten ihr heut' zurückführen sollte, als sich endlich ein heller beweglicher Streif, von zahllosen Lichtpunkten durchschimmert, über die nächste Bergkette in's Thal hinabzog. „Das sind sie!" schrie sie freudig auf, und immer deutlicher entfaltete sich die Schaar der heimziehenden Krieger; hoch wehte das Banner von Ventadour im Spiel des Abendwindes, und in langen gehaltenen Tönen wurde der Schall der Trompeten nach den Mauern der Burg getragen.

Außer sich vor Entzücken stürmte Margarida die Treppe hinab und eilte dem Zuge der Truppen entgegen. Wer beschreibt ihre Wonne, als sie den Geliebten im ritterlichen Schmuck an der Seite des edlen Vaters erblickte! — Folco sprang vom Pferde und umarmte feurig die langentbehrte Tochter. „Gott sei Dank, daß ich dich wieder habe, theurer inniggeliebter Vater," rief das Mädchen, den Harnisch des Bannerherrn mit den weichen Armen umklammernd, „ach, ich

habe recht traurige Tage verlebt bei Tante Garcinde und deinem finstern Burgvogt."

„Es hat dir doch niemand etwas zu Leid gethan, ich will nicht hoffen?" fragte Folco mit Besorgniß.

„Das wohl nicht," antwortete die Kleine beruhigend, „aber sie waren beide immer so kalt gegen mich und sahen sich oft einander mit so düstern bedeutungsvollen Blicken an, daß mir ganz unheimlich dabei zu Muthe ward."

„Komm, trautes Kind, nun bleiben wir wieder beisammen und wollen fröhlich sein," sprach der Bannerherr, indem er die Tochter beim Arm faßte und sie die Treppen des Schloßberges hinanführte.

Der Burgvogt und die Malaspina begrüßten den Heimkehrenden mit heuchlerischer Freundlichkeit, welche der arglose Folco gern für Wahrheit nahm; denn die alte Freundschaft für Gastort wurzelte fest in seinem Herzen und der Groll gegen die Schwägerin war längst vergessen.

„Ademar," sprach er scherzend zum Troubadour, als er sich mit ihm allein sah und ihm dieser nach alter Gewohnheit die Rüstung abnehmen wollte, „Ademar, du bist nun Ritter, wie ich, du darfst keinen Knappendienst bei mir mehr versehen."

„O laßt mich euch ewig dienen, edler Herr," rief der Jüngling, „bin ich doch alles durch euch geworden und kann ich euch nimmer genug vergelten."

„Du hast vergolten, wackerer Junge," antwortete

jener, ihm die Hand schüttelnd, „aber ich hab' es noch nicht. Graf Raimon schlug dich zum Ritter, weil du ihm hast die Schlacht gewinnen helfen; aber was that ich, dem du das Leben gerettet?“

„O hätt' ich zehn Leben daran zu setzen, mit Freuden gäb' ich sie alle für euch, mein theurer gütiger Herr!“

„Nichts mehr von Herr, mein Ademar! Nenne mich Vater, und damit du siehst, daß es mir mit der Vaterschaft ernst ist, so sollst du auch mit meiner Margarida von heut an ungehindert und unbewacht wie ein Bruder mit der Schwester umgehen. Ich entbinde dich deines frühern Worts, was du redlich gehalten, und stelle ihre Unschuld unter den Schutz deiner Ritterehre. Ob sich der Brudertitel einst in einen noch nähern verwandeln wird, darüber laß die Zukunft walten, guter Ademar.“

„Mein Vater, wie soll ich euch danken!“ rief der Troubadour, indem er stürmisch an die Brust des Bannerherrn flog.

„Dacht' ich mir's doch, daß ich die richtige Belohnung getroffen hätte,“ sagte Folco lächelnd, „aber sieh da, da kommt noch ein Drittes, das auch bei der Umarmung sein will!“ Und er zeigte auf Margarida, die freudig staunend in der geöffneten Thür stehen blieb, als sie den Geliebten in des Vaters Armen erblickte. „Tritt näher, meine Tochter,“ sprach dieser freundlich zu ihr, „du siehst mich an der Brust eines

Mannes, dem wir beide hoch verpflichtet sind. Dem Grafen von Toulouse hat er den Sieg und mir das Leben gerettet!"

„Ademar!" rief das Mädchen, von Liebe und Dankgefühl hingerissen, und breitete unwillkührlich die Arme nach dem Troubadour aus, als sie sich besinnend hoch erröthete und das Gesicht mit den Händen bedeckte.

„Margarida," sprach der Vater, „schäme dich nicht deines Gefühls und umarme deinen Bruder, denn dazu hab' ich ihn so eben ernannt!"

„Vater, ist es möglich?" fragte die Kleine, ihn zweifelnd ansehend.

„Ich scherze nicht, liebe Tochter," entgegnete Folco freundlich, „Ademar's Wort ist gelös't, wie das deinige. Er darf dich sehen, dir schreiben, dich besingen, so oft er will. Ademar ist Ritter und du bist sicher unter seinem Schutze."

Da flog das Mädchen in die Arme des Geliebten, und beide hielten sich lange sprachlos umfangen.

Welche glückliche Tage den Liebenden nun verrannen, vermag die Feder des Dichters nicht zu schildern. Es war ein Glück, wie nur zwei Wesen gleich Ademar und Margarida es empfinden konnten, ein Himmel von Innigkeit, Frieden, Unschuld, Zärtlichkeit, Schwärmerei, ein Meer von Seligkeit, in welchem zwei Wellen in eine verschwammen!

Funfzehnte Schilderung.

Die Waldenser.

Religion des Kreuzes, dich können die Zeiten nicht tilgen,
Nicht auslöschen das Licht, welches dem Himmel entstrahlt!
Religion der Liebe, wenn frech die Welt dich verbannt hat,
Fliehst du in Höhlen zurück und in die Stille des Grab's;
Aus Katakomben ist einst das Wort des Lebens gedrungen,
Ueber Tyrannengewalt kämpfend den heiligen Sieg;
Gleich wie aus tiefem Geklüft' der Quell krystallen hervorrauscht,
Strömt aus verborgener Nacht leuchtend die Lehre des Heils!

Seltener, als sonst, sah man jetzt den Bannerherrn sich dem Vergnügen der Jagd hingeben; dagegen ritt er oft am frühen Morgen aus, ohne daß irgend eine Knappe ihm folgen durfte, und kehrte erst mit einbrechender Nacht wieder nach Rochemaure zurück. Das Burgvolk zerbrach sich den Kopf, wohin wohl der Herr so einsam reiten möge, und einige meinten, er wohne

den geheimen gottesdienstlichen Versammlungen im Thale der Waldenser bei.

Wir bitten hier unsere Leser um die Erlaubniß, eine kurze geschichtliche Darstellung einschalten zu dürfen, damit ihnen der nachfolgende Gang unserer Erzählung um so deutlicher werde.

Die christliche Kirche war im zwölften Jahrhundert, worin unsere Begebenheit spielt, gar sehr von jener ursprünglichen Einfachheit entfernt, welche sie in der apostolischen und nächstfolgenden Epoche ausgezeichnet hatte. Eine reiche und mächtige Hierarchie war an die Stelle jener anspruchslosen Presbyter und Diakonen getreten, die arm und demüthig das Amt der Diener Gottes verwalteten. Das Lesen des heiligen Buchs, welches die erhabenen Lehren des Gottgesandten enthält, war den Laien vom Klerus untersagt, und in fremder ihm unverständlicher Sprache hörte das Volk die geweihten Gebräuche im Tempel des Herrn vollbringen. Hoffarth und Schwelgerei, Härte und Habsucht herrschten bei den Großen und Reichen statt jenes Gesetzes der Bruderliebe, auf welchem der große neue Bund der Menschheit begründet ward. Ja man sah Bischöfe und Aebte den Zehnten vom dürftigen Landmann mit Waffengewalt eintreiben, um das Zusammengeraffte beim üppigen Festmahl und im Aufwande für Treibjagden und Falkenbeizen zu verprassen.

Da flammte in einem edlen begüterten Bürger zu Lyon, Petrus Waldus, das Feuer echtchristlicher Be-

geisterung für Menschenwohl und Sittenreinheit auf. Um das Jahr 1170 kam er beim Lesen einer Bibelübersetzung, die er insgeheim studirte, auf den Entschluß, die Lebensart der Apostel und der ersten Christen nachzuahmen, verschenkte seine Güter den Armen, predigte vor dem Volke, und gewann zahlreiche Anhänger, meist aus der Klasse der Handwerker, welche bald nach der Stadt Lyon, Leonisten, bald nach ihren Holzschuhen (Sabots), Sabataten, am häufigsten aber nach ihrem Stifter, Waldenser genannt wurden. In der Absicht des letztern hatte es nicht gelegen, sich vom römischen Stuhle völlig loszusagen; Sittenverbesserung und Verkündigung des göttlichen Worts in der Landessprache waren die Hauptzielpunkte seines Strebens gewesen.

Weiter aber gingen seine Anhänger, welche ihre Verachtung gegen die ausgeartetete Geistlichkeit bis zur offenen Widersetzlichkeit trieben. Indem sie die Bibel znr alleinigen Richtschnur ihres Glaubens machten und alle nicht in ihr begründete Lehren und Satzungen der Kirchenväter und der Concilien verwarfen, sagten sie sich förmlich von der römischen Kirche los und bildeten eine abgesonderte Religionsgesellschaft. Sie wurden daher schon im Jahre 1184 auf dem unter Papst Lucius II. gehaltenen Concilium zu Verona mit dem Fluche der Ketzerei belegt. Seit jener Zeit verließen sie allmälig ihren ursprünglichen Wohnsitz und breiteten sich im südlichen Frankreich aus, wo ihnen besonders die Grafen

von Toulouse und Foix großen Schutz gewährten. Eine allgemeine Verfolgung erfuhren sie erst seit dem Jahre 1209, wo der König Philipp August von Frankreich förmliche Kreuzzüge zu ihrer Ausrottung veranstaltete. Nur Trümmer dieser zahlreichen Secte entkamen nach Aragonien, Italien, den Niederlanden, der Schweiz und Deutschland, wo sie allmälig mit andern Religionspartheien verschmolzen. Nur in Piemont haben sich bis auf den heutigen Tag noch einige friedliche Gemeinden derselben in den Gebirgsthälern erhalten.

Doch wir kehren zu unserer Begebenheit zurück, welche im letzten Viertheil des 12ten Jahrhunderts spielt, und daher mit den unter dem Namen des Albingenserkrieges bekannten Ketzerzügen noch nichts zu thun hat. Es war einige Jahre nach dem erwähnten Bannspruch des Concils zu Verona, als einige funfzig Waldensische Familien Lyon mit ihren Habseligkeiten verließen und an den Ufern der Rhone hinabwandernd das Gebiet von Rochemaure betraten, wo sie den Bannerherrn um Gestattung eines Wohnplatzes anflehten. Folco, welcher längst die Mißbräuche des Klerus haßte und ein Freund aller Bedrängten war, gab den Flüchtlingen ein gastliches Asyl, welches wir sogleich näher kennen lernen wollen.

Die Gegend, welche bei Rochemaure beginnt, und sich bis zum Flusse Allier unter dem Namen des Vivarais hinzieht, gehört zu den merkwürdigsten Frankreichs, weil sie noch die unverkennbarsten Spuren einer

vorgeschichtlichen vulkanischen Zeit an sich trägt. Die Reihe der ehemaligen Feuerberge beginnt nahe bei den Ruinen von Rochemaure mit dem Berge Chenevari, dessen Gipfel eine ungeheure von prismatischen Basalten gestützte Scheibe darbietet. Tiefe fruchtbare Thäler und kleine Feldebenen durchbrechen die in einer Länge von achtzehn Meilen fortlaufende Bergkette, welche überall den nämlichen Charakter trägt. Auf weiße Kalksteinlager, die den Fuß der Gebirge bilden, folgen schwarzblaue Basaltgeschiebe, welche wieder mit Schichten von grauer und röthlicher Lava und von gelbröthlicher Puzzolanerde wechseln. Höher hinauf erheben sich einzelne kolossale Kegel oder lange Kolonaden von drei- bis sechsseitigen Basalten, zwischen denen hin und wieder eine alte Eiche oder Tanne wie eingekeilt hervorwächst. Auf den höchsten Gipfeln solcher Berge finden sich auch oft breite kraterartige Vertiefungen, in welche der neugierige Reisende mühsam hinabklimmt. Manches freundliche Dorf lehnt sich an die untern Abhänge dieser alten Vulkane; andere breiten sich romantisch in den Thalschluchten aus, die von kleinen Felsbächen durchrieselt werden.

Es war an einem heitern Sonntagsmorgen, als Folco den Troubadour zur Begleitung auf dem Spazierritt aufforderte.

„Ademar," sprach er zu dem Jüngling, „ich gebe dir heut einen neuen Beweis meines Vertrauens, du sollst meine verkannten Freunde kennen lernen."

„Die Waldenser meint ihr, mein Vater? O ich kenne sie schon, ich war schon oft in dem netten Dörfchen, was sich die fleißigen Colonisten im Thale Escrenet gebaut haben."

„Kennst du auch ihre Kirche?"

„Nein, eine Kirche habe ich nirgends dort gesehn."

„Du sollst sie heute sehen, mein Sohn, doch was wir hören und sehen werden, bleibt ein Geheimniß zwischen uns. Die Zeit ist noch nicht reif, um diese Menschen zu fassen, sie sind den Jahrhunderten vorausgeeilt."

Dicht neben einander im traulichen Zwiegespräch reitend, verließen die beiden Ritter den Berg von Rochemaure und gelangten nach einem dreistündigen Wege in das stille Thal Escrenet, das, von hohen Kalksteinwänden und Basaltfelsen gebildet, sich in mannichfachen Krümmungen fortbewegte. Ein klarer Bach, der seine Wellen der Ardeche zuführt, durchrauschte den waldigen Thalgrund und mischte sein Gemurmel mit dem eintönigen Ruf des Baumspechts und dem Gesang der Amsel. Allmälig zeigten sich an den Bergwänden einzelne Hütten, die wie Vogelnester an den steilen Klippen aufgehängt schienen; bald stiegen die Wohnungen tiefer nach dem Wiesengrunde hinab und bildeten eine Doppelreihe an beiden Ufern des Waldbachs. Doch zeigte sich fast nirgends eine Spur der Bewohner, bis auf einige vor den Thüren sitzende Greise, zu deren Füßen muntere Enkel spielten. Dennoch verriethen die dam=

pfenden Rauchfänge und das Geflügel auf den Dächern und in den Höfen, daß man sich in keiner verlassenen Stätte befinde. Die Alten grüßten ehrerbietig den Bannerherrn, der leutselig dankend seinen Weg fortsetzte.

Immer wilder und schauerlicher wurde die Thalschlucht, und immer näher rückten die drohend überhängenden Felsenmassen zusammen. Riesengroß erhoben sich auf ihnen düstere Tannen und Fichten, deren einige vom Sturm entwurzelt in die Tiefe geschleudert lagen und zu Brücken über das angeschwollene Bergwasser dienten. Hier begegneten die Ritter einigen nach Art der Waldenser gekleideten Männern und Frauen, welche sich geschickt über einen der gefallenen Stämme hinüberhalfen und dann an der gegenüberliegenden Bergwand aufwärts klommen.

„Laß uns absteigen,“ sprach der Bannerherr zu seinem Begleiter, „jene Leute gehen den Weg, den wir auch betreten müssen; wir binden die Pferde an Baumstämme, wo sie sich bis zu unserer Rückkehr im hohen Grase gütlich thun mögen.“

Nachdem beide einige hundert Schritt den steilen Pfad verfolgt hatten, zeigte sich ihnen an einem Felsen eine von Brombeersträuchern überwachsene schmale Spalte, durch welche ein erwachsener Mann nur mit gebücktem Haupte hindurchkriechen konnte.

„Folge mir, Ademar,“ sprach Folco, indem er muthig voranschritt. — Einige Minuten lang bewegten sich

beide langsam in einem dunkeln schmalen Gange vorwärts, doch plötzlich wurde das durch die Spalte spärlich einfallende Tageslicht durch einen andern aus der Tiefe des Ganges hervordringenden Lichtschimmer verstärkt. Noch hundert Schritt, und beide standen in einer hohen geräumigen Felsenhalle, wo sich Ademar in einen Zauberpalast versetzt glaubte.

Eine vierfache Reihe von dreißig krystallhellen und oben sich palmartig ausbreitenden Tropfsteinsäulen trug die Decke des majestätischen Gewölbes; an den Wänden der Höhle zeigten sich zahllose phantastische Thier- und Menschengestalten, während andere wieder von oben herabzuschweben schienen, alles im mannichfachsten Farbenschimmer glänzend; in der Tiefe des Felsensaals endlich war ebenfalls durch Tropfstein ein natürlicher Altar und hinter ihm eine kanzelartige Erhöhung gebildet. Auf dieser stand ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberbarte und weit herabfließendem Talar, der in ein großes aufgeschlagenes Buch vor sich blickte. Zu beiden Seiten des Priesters befanden sich vier Waldenser mit Fackeln, deren Licht die Höhle erhellte und tausendfach in den durchsichtigen Säulen und Figuren reflectirte. Zwischen den Säulenreihen hatte sich die ganze Waldensische Gemeine aufgestellt, so daß der mittlere dem Altar gegenüberliegende Raum frei blieb.

Eine lautlose Stille herrschte in der Versammlung; da erklang die Melodie eines Chorals von einigen Oboën und Flöten, welcher bald der andächtige Gesang

der Gemeine nachfolgte. Nach Beendigung desselben erhob der Priester seine Stimme, und hielt in der Landessprache eine ergreifende Rede über die großen Worte des Apostels Paulus: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.“ Der Vortrag des Redners hatte ein Feuer, eine Innigkeit und evangelische Einfachheit, die alle Herzen tief erschütterte. Ein zweiter Choral beschloß den Gottesdienst, worauf sich alles still entfernte.

Folco und Ademar bestiegen ihre Rosse und eilten nach Rochemaure zurück. Der Bannerherr war weicher gestimmt, als er lange nicht gewesen war. „Nun, mein Sohn,“ fragte er den Jüngling, „was sagst du zu meinen Waldensern?“

„Vater,“ entgegnete dieser, „ich weiß nicht, wie seltsam mir zu Muthe ist; mein Herz zieht mich unwiderstehlich zu diesen reinen Menschen hin, und dennoch sagt mir eine innere Stimme, du thätest nicht wohl daran, diesen geheimen Versammlungen beizuwohnen.“

„Und warum nicht,“ theurer Ademar?“

„Zürnt mir nicht, mein Vater, aber ich fürchte, ihr gebt euch in Gefahr, indem ihr euch diesen Leuten beizählt, die aus dem Schooß der Kirche gestoßen sind.“

„Wurzeln die alten Vorurtheile, die Onkel Ambrosius dir einpflanzte, noch so stark in deiner Brust, armer Junge? Hast du etwas anderes, als die reine Lehre

des Evangeliums von jenem ehrwürdigen Alten vernommmen?"

„Nein, wahrhaftig nein! Ich war selig, indem ich dem Strome seiner Rede folgte, aber dennoch beschwör' ich dich, mein Vater, bleib' in dem Schooß der Kirche, in der wir geboren sind! Es ist nicht gut, daß Spaltungen in die Christenheit kommen; auf Spaltungen folgt Haß und Verfolgung und blutige Fehde, o mir ahnet Schreckliches! Leuchte du den deinigen als Muster unseres Glaubens voran und alle werden dir freudig nachstreben. Ueberlasse der Zeit die Besserung der Mißbräuche, die auch ich aus unserer Kirche hinwegwünschte, und halte fest am Guten, das wir der allgemeinen Mutter verdanken."

„Sei unbesorgt, guter Ademar," entgegnete freundlich der Burgherr, „dein frommer Eifer kommt aus einem reinen kindlichen Herzen, ich weiß es; auch fällt es mir nicht ein, den Glauben der Waldenser in Rochemaure einführen zu wollen. Schützen aber werd' ich sie, so lange ein Blutstropfen in meinen Adern rinnt, denn ich verdanke ihnen viel, und auch du, Ademar. Wisse, daß es die Predigten jenes Waldensischen Priesters waren, die zuerst die Axt an den Baum meiner altadeligen Vorurtheile legten und mich für deine Liebe zu Margarida geneigter stimmten. In jener Felsenhalle lernt' ich mich überzeugen, daß alle Menschen Brüder sind, daß es nur ein wahres Verdienst giebt, die Tugend vor Gott, daß alles nichtig ist, außer der

Liebe, die wir auf Erden übten. Darum, Ademar, will ich dein und Margarida's Herz nicht brechen, weil du keinen Stammbaum aufweisen kannst; nein, du sollst ihr Gatte und mein Sohn werden!"

„Vater, theurer Vater!" rief Ademar voller Entzücken.

„So wahr ich ein Ventadour bin," fuhr jener fort, „sie wird die Deinige. Doch muß ich die Sache gehörig vorbereiten. Höre mich an. In drei Wochen findet auf Rochemaure ein großes Turnier statt, womit ich das Fest unsrer siegreichen Heimkehr zu feiern gedenke. Viele Großen unserer occitanischen Lande werd' ich dazu einladen . . . . ."

„Darf ich mir da meine Margarida zur Turnierdame wählen?" unterbrach ihn der Troubadour mit Lebhaftigkeit.

„Du darfst und sollst es sogar, denn es gehört mit in meinen Plan."

„Gott hilf mir meine Seligkeit ertragen!" rief der Jüngling im schwärmerischen Ausbruch der Freude.

„Ich kenne deine Geschicklichkeit im Lanzenstechen," sprach der Bannerherr; „du wirst dir den besten Preis verdienen, wie ich hoffe."

„Laßt mich machen, Vater, wenn ich auf Margarida sehe, werf' ich sie alle in den Sand, und wenn's die Ritter von der Tafelrunde des Königs Arthus wären!"

„Deine Geschicklichkeit wird dir Beifall und Achtung erwerben, und der Vorzug, den dir meine Tochter giebt, muß Aufsehn erregen. Ich werde die Meinungen der Grafen und Herrn über dich erforschen, und glaube, daß man sich mit dem Gedanken vertraut machen wird, in dir meinen künftigen Eidam zu erblicken. Dann bedarf es nur noch eines letzten Schritts bei unserm König, denn als Bannerherr von Rochemaure bin ich sein unmittelbarer Vasall und darf ohne seine Genehmigung nicht über das Lehn verfügen. Du sollst meinen Namen fortführen, du sollst mein Adoptivsohn und der Erbe aller meiner Güter sein; deßhalb muß Philipp August deine Ritterwürde anerkennen und dich für legitim und ebenbürtig erklären. Und er wird es gewiß, denn Folco hat ihm den Sieg über die flandrische Liga mit seinem Blut erkämpfen helfen, das ist ihm noch im guten Angedenken."

„O lieber Vater, laßt den König aus dem Spiele! Gebt mir Margarida und das kleine Schloß, das ihr im Toulousischen besitzt; Graf Raimon hat mich zum Ritter geschlagen, er wird keine Schwierigkeit gegen unsre Bitte erheben."

„Und Rochemaure, meine Ahnenburg," fiel ihm Folco in die Rede, „soll sie der Krone nach meinem Tode heimfallen?" Denn nur auf meinen zwei Augen noch steht das Männerlehn. Nimmermehr! Du sollst und mußt einst in diesen Mauern Herr sein,

und ganz Frankreich soll deine Ritterschaft anerkennen!“

Unter diesen Gesprächen waren beide wieder am Fuße des Basaltfelsens von Rochemaure angelangt. Margarida kam ihnen im Hofe entgegengesprungen, und Ademar betrachtete schon die Liebliche als die ihn begrüßende junge Hausfrau.

Während die drei Glücklichen im traulichen Gespräch beisammen saßen, schritt der Burgvogt unruhig in seinem Zimmer auf und nieder. Plötzlich riß er das Fenster ungeduldig auf und schien etwas in der Ferne erspähen zu wollen, doch die einbrechende Nacht erlaubte ihm nicht, etwas deutlich zu unterscheiden. „Wo er nur heut ewig bleibt!“ sprach er mit Besorgniß vor sich hin, und machte wieder einige rasche Gänge. Horch, da klopft' es an die Thür, und eine dumpfe Stimme fragte: „Ist es erlaubt, Ritter Durfort?“

„Herein, Rascal, herein!“ rief der Burgvogt voller Freuden, und eine hagere unheimliche Knechtsgestalt mit schwarzgelbem boshaftem Gesicht schlich leise durch die Pforte.

„Du hast mir rechte Angst gemacht, mit deinem langen Ausbleiben, Rascal; du warst doch in der Höhle im Thale Escrenet?“

„Freilich war ich dort, und bring' euch auch etwas Neues mit.“

„Nun erzähle, was hast du Besonderes bemerkt?“

„Von Seiten der Waldenser eben nichts weiter, als ihr gewöhnliches frommes Geplärr und ihre langweilige Predigt. Aber unser Herr war wieder mit dabei und auch Ademar."

„Ademar?" fragte der Burgvogt mit dämonischer Freude, „du hast dich doch nicht getäuscht?"

„Ich sah ihn ganz deutlich, wie er dicht neben dem Bannerherrn stand."

„Die Hölle sei gelobt," rief Gaston hohnlachend, „nun ist er verloren!"

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brunnow, Ernst Georg <<von>>,

Der Troubadour Historischer Roman

Bd.: 1

Leipzig 1843

P.o.germ. 200 fc-1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106463-2